

Die Zeitreise-Mission

von Karl Kieser

Diese allererste Zeitreise in der Geschichte der Menschheit ist wahrlich kein Standardtrip. Niemand weiß, was mit mir geschehen wird. Weder mein Überleben und erst recht nicht meine wohlbehaltene Rückkehr können garantiert werden. Natürlich rechnen alle damit, dass das Prinzip einer Zeitreise in der Zukunft noch besser erforscht sein wird und ich daher auf eine Rückkehr hoffen kann.

In den letzten Minuten vor dem Go fühlte ich mich wie jemand, der sich einen Revolver an die Schläfe hält und vor dem Abdrücken damit rechnet, wie durch ein Wunder unbeschadet zu überleben. Alles in mir sträubt sich dagegen, diesen Schritt zu gehen. Aber die Aussicht, sensationelle Erkenntnisse aus einer fernen Zukunft in unsere Zeit zurückzubringen, ist einfach zu verführerisch.

Auf der Suche nach einem besseren Leben war die Menschheit schon immer bereit, Horizonte zu überschreiten. Ich bin stolz darauf, dass ich ausgewählt wurde, auch wenn ich innerlich zittere bei der Frage, ob ich die nächsten Sekunden überlebe. Jemand beginnt, von zehn rückwärts zu zählen. Ich beiße die Zähne zusammen. Vor Anspannung kann ich nur noch mühsam atmen. Die Techniker und Wissenschaftler des Zeitreiseteams starren mich an. Ich denke krampfhaft an den erwünschten Technologietransfer zum Wohle meiner Zeitgenossen.

Der Countdown endet und ich habe abrupt das Gefühl, durch einen knallgelben Tunnel mit grellweißen Blitzen zu rasen. Plötzlich, von einem Augenblick auf den anderen, bin ich in der zukünftigen Welt. Ich muss keuchend einatmen. Habe ich während der Zeitreise die Luft angehalten?

Um mich herum ist nichts als auffällig strukturiertes, hügeliges Grasland. Leblos, reglos und still. Die Enttäuschung springt mich an, wie ein wildes Tier.

Keinerlei Verkehrslärm, nicht einmal Vogelstimmen. Wie kann das denn sein?

Ich bin doch in einer lebendigen Metropole gestartet, immer noch an derselben Stelle, nur eben in einer anderen Zeit. Hier müsste es doch wimmeln von Leben.

Was ist mit der Stadt passiert und wo sind die Menschen?

Allmählich beruhigen sich meine flatternden Nerven. Den Zeitsprung selbst habe ich ja offensichtlich überlebt und ich fühle mich ... normal. Aber hier ist doch nirgendwo auch nur eine Spur von der überragenden Technologie, die ich in meine Zeit zurückbringen könnte. Bei dieser Zeitreise muss etwas schiefgegangen sein.

Bei den vielen Hügeln um mich herum, die auch unnatürlich steile, ja schroffe Formen haben, kommt mir jäh ein schrecklicher Verdacht: Ist es denkbar, dass sich unter den Hügeln die Überreste der Gebäude befinden?

Was ist passiert? Eine Katastrophe? Gibt es Überlebende oder war der Sprung in die Zukunft etwa viel zu weit? Wie Pfeile schießen die Fragen durch mein Hirn. Ich ahne schon, dass ich die Antworten fürchten muss.

Erst jetzt wird mir die absolute Stille bewusst. Sie dröhnt mir förmlich in den Ohren. Kein Lüftchen regt sich. Die ganze Gegend scheint in einer unnatürlichen Ruhe erstarrt zu sein. Aber die Luft ist wunderbar klar und von einer unglaublichen Süße. Das Bild eines Friedhofes drängt sich in meine Gedanken.

In meiner Zeit gibt es so etwas nicht mehr. Schon lange sind diese Flächen als unproduktiver Luxus abgeschafft worden. Bilder davon kenne ich nur aus alten Video-Dokumenten. Obwohl meine Umgebung wenig Ähnlichkeit hat mit den alten Bildern, habe ich doch das Gefühl, auf dem Friedhof der menschlichen Zivilisation zu sein.

Nein, diese Gedanken muss ich sofort loswerden. Sonst könnte ich gleich aufgeben. Aber aufgeben werde ich nicht. Niemals!

Die Situation verlangt Disziplin, keine Panik. Ich muss mich selbst zur Ordnung rufen: *Reiß dich zusammen! Verschaff dir einen Überblick. Erkunde deine Möglichkeiten.*

Entschlossen mache ich mich daran, den nächstbesten Hügel hinaufzusteigen. Von oben werde ich einen besseren Rundumblick haben. Und tatsächlich, mein Verdacht scheint sich zu bestätigen! Hügel über Hügel, bis zum Horizont. Die meisten steil aufragend.

War das einmal meine Stadt?

Ich fühle, wie jetzt doch Panik in mir aufzusteigen beginnt. Gibt es denn keinen Lichtblick? Begierig suche ich nach irgendwelchen Hinweisen intelligenten Lebens. Ich fühle mich schrecklich allein.

Und dann blinkt dort tatsächlich etwas in der Sonne. Auf einem der größeren Hügel ist etwas. Das muss ich mir ansehen. Neue Hoffnung spült Energie durch meine Adern.

Schon auf den letzten Metern des neuerlichen Aufstieges kann ich eine Kuppel aus transparentem Material erkennen. Sie hat sicher einen Durchmesser von 3 Metern und im weiten Umkreis darum herum ist das Gras kurz geschoren wie das Green eines Golfplatzes. Das sind eindeutige Anzeichen menschlicher Zivilisation. Die Erleichterung lässt meine Augen feucht werden. Gott sei Dank, ich bin nicht allein in dieser stillen Welt.

Diese Kuppel kann nur der Eingang zu einer unterirdischen Anlage sein. Obwohl das Material transparent wirkt, kann ich nicht hineinsehen. Die Kuppel fühlt sich sehr solide an. Sie scheint aus einem fugenlosen Stück zu bestehen. Trotzdem muss doch irgendwo ein Mechanismus zum Öffnen sein.

Unvermittelt glüht sie in rotem Licht. Vermutlich habe ich durch mein Abtasten etwas in Gang gesetzt.

Dann geht alles so blitzschnell, dass ich erschrocken einen Satz zurück mache.

Mit einem Wimpernschlag ist die große Kuppel schlagartig verschwunden. Dafür steht an ihrer Stelle ein Roboter auf einer Plattform vor mir. Er ist kleiner als ich und sieht mich freundlich lächelnd an. Der hat doch tatsächlich eine Mimik.

Ich bin ungeheuer erleichtert über sein Erscheinen. Endlich kann mir jemand erklären, was hier los ist. Ich stelle mich gleich zu ihm auf die Plattform und spreche ihn in Euras an, einer Sprache, die schließlich überall in Europa gebräuchlich ist: „Was ist mit der Stadt geschehen und was ist das hier für eine Anlage?“

Er antwortet prompt in einem etwas umständlichen Euras:

„Ich bin Ben. Als Hüter dieser Anlage begrüße ich Sie als eine weitere zoologische Lebensform.“

Beschämt muss ich mir eingestehen, dass mein Auftreten überheblich wirken muss und ich mich auch zunächst einmal hätte vorstellen müssen. Das werde ich bei den menschlichen Bewohnern unbedingt nachholen.

Ben ist also so etwas wie der Hausmeister oder Hausdiener, der auf die Türklingel reagiert hat. Dass er die Menschen als zoologische Lebensform bezeichnet, ist zwar irritierend, ich bin aber so erleichtert, doch noch auf Artgenossen zu treffen, dass ich solche Eigentümlichkeiten gerne in Kauf nehme.

Meine Fragen hat er mir allerdings nicht beantwortet. Die möchte ich aber ohnehin lieber mit seinen Herren diskutieren. Deshalb bitte ich ihn gleich um ein Gespräch mit ihnen:

„Ben, würden Sie mich bitte zu den anderen zoologischen Lebensformen führen?“

Zum Einverständnis nickt Ben und fordert mich mit einer Geste auf, ihm zu folgen. Du meine Güte, wir sind ja schon innerhalb der unterirdischen Anlage und ich habe nichts davon bemerkt, dass die Plattform uns unterdessen abgesenkt hat. Geht hier alles mit rechten Dingen zu?

Der Komplex ist hell, lichtdurchflutet wie an der Oberfläche, obwohl ich Lichtquellen nicht entdecken kann.

Diese unterirdische Anlage scheint sehr ausgedehnt zu sein. Sie wirkt wie eine große, niedrige Halle. Aber die Halle ist nicht leer. Es gibt viele wie skizzenhaft angedeutete Räume und Verbindungswege, die seltsam schemenhaft wirken. Ich habe das Gefühl, mich in der dreidimensionalen Zeichnung eines Architekten zu bewegen.

Ben hält sich an die angedeuteten Verbindungswege. Sobald er sie betritt, werden sie real. Hin und wieder taucht sogar ein Stück der Einrichtung auf. Ich gehe ihm einfach hinterher, verwirrt und beeindruckt zugleich. Ich muss mich dauernd umdrehen und sehe fasziniert, wie die eben noch realen Gangelemente hinter mir wieder Teil des dreidimensionalen Musters werden.

Das ist ja unglaublich. Der Ingenieur in mir fragt sich automatisch, wozu das gut sein kann. Könnte es etwas mit Energieeffizienz zu tun haben? In dem Sinne, dass nur wirklich benutzte Räumlichkeiten auch real ausgebildet werden?

Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Für mich ist das eher wie Zauberei.

Ben hält auf den einzigen Raum mit massiven Wänden zu. Der ist auffällig wie ein Leuchtturm in dieser irrealen Umgebung. Aha, in diesem Raum wird sich jemand befinden und ich bin mir jetzt sicher, dort die Bewohner dieser rätselhaften Wohnung kennenzulernen.

Wie werden sie sein, die Menschen in dieser fernen Zukunft? Sicher hochintelligent und von erhabener Persönlichkeit. Hoffentlich können sie mir weiterhelfen. Denn inzwischen ist meine Zuversicht gesunken, die Mission zu Ende zu bringen.

Vor dem realen Raum angekommen, stellt Ben sich neben die Tür.

Will er mir den Vortritt lassen? Oder ist er ungehalten darüber, dass ich ihm meinen Namen nicht genannt habe und ich mich daher gefälligst selbst vorstellen soll?

Sein Gesicht zeigt keine Emotionen, als er mir auffordernd zunickt.

Ich hole noch einmal tief Luft, tue einen weiteren Schritt, und noch bevor ich anklopfen kann, ist die Tür schlagartig offen.

Ich will gerade hindurchgehen und ...

Aber der Raum ist doch dunkel. Feuchtwarme Luft mit einem stechenden Geruch

weht mir entgegen. Das Licht, das durch die offene Tür in den Raum fällt, erzeugt eine Schneise wimmelnder Fluchtbewegungen. Der Fußboden, die Wände, die Decke, sind die lebendig?

Nach einer ungläubigen Schrecksekunde macht mein Körper reflexartig einen Sprung zurück und die Tür schließt das Gewimmel wieder ein.

Verzweiflung hat noch keinen Platz, als ich mich erbittert zu Ben umwende. Der hebt beschwichtigend die Hände. Auch seine Mimik ist nun begütigend, als er unaufgefordert erklärt: „Das sind die einzigen zoologischen Lebensformen, die ich bisher finden konnte.“

Jetzt bricht meine Welt krachend zusammen.

Kakerlaken, nur Kakerlaken. Das ist alles was noch übrig ist?

Und ich? Bin ich der Letzte meiner Art?

* * *

Feierabend

von Karl Kieser

Ich bin, wie immer, der Letzte in der Firma. Warum auch nicht. In meiner Wohnung erwartet mich niemand und ich liebe meine Arbeit. Es gibt nichts, was ich mehr liebe. Nur manchmal sehne ich mich nach einem „normalen“ Leben: Frau, Kinder, Familie eben.

Aber ich mache mir keine Illusionen. Bei meiner Gestalt hatte ich nie eine Chance für ein normales Leben. Der Rumpf ist viel zu kurz für den Rest. Es sieht aus, als wäre ich in der Mitte zusammengeschrumpft. Schon als Kind haben sie mich nur den Gnom genannt. Wachstumsstörungen, Gendefekte. Nach den Prognosen der Ärzte müsste ich schon lange tot sein.

Im Laufe der Zeit ist nichts besser geworden. Seit ein paar Jahren habe ich es mir in meinem Rollstuhl bequem gemacht. Die Firma hat einiges investiert, um mir meinen Arbeitsplatz zu sichern. Es tut gut, zu wissen, dass man auf mich nicht verzichten will. Trotz aller Schwierigkeiten. Es gibt ja so viel, was in meinem Körper nicht oder nicht gut funktioniert. Immer wieder passiert etwas, das meine Lage verschlimmert. Mein Hirn ist die Ausnahme. Hellwach und von den normalen Problemen des Alltags heillos unterfordert, stürzt es sich begierig auf jedes ‚unlösbare‘ Dilemma. Ich bin der Troubleshooter für jedwede Schwierigkeit.

Die ruhigen Abendstunden sind erholsam. Niemand stört mich oder will etwas von mir wissen. Keiner, der neue, vorrangige Schwierigkeiten bei mir ablädt. In absoluter Ungestörtheit kann ich mich den verbliebenen Aufgaben des Tages widmen. Denn

Komplikationen sind mein Geschäft. Nicht nur für firmeninterne Probleme. Inzwischen werden meine Fähigkeiten deutschlandweit vermarktet. Bei meiner letzten Aufgabe heute geht es um das erst kürzlich hoch versicherte Leben eines Mannes. Die Begleitumstände seines Todes sind verdächtig. Die stets misstrauische Versicherung will von mir überprüfen lassen, ob es sich um Selbstmord handeln könnte.

Der Mann lebte allein und wurde in einem von innen verschlossenen Zimmer gefunden, alle Fenster verriegelt, keine Einbruchspuren.

Die Obduktion ergab Herzinfarkt, kein Fremdverschulden, keine nachweisbaren Gifte in seinem Körper, aber diverse Vorschädigungen. Der Herzinfarkt war keine große Überraschung.

Aber warum war das Zimmer von innen verschlossen? Warum wollte der Mann ungestört sein? Seine Familie lebt weit verstreut in der Republik. Niemand konnte sich erinnern, dass er jemals sein Zimmer abgeschlossen hätte, in seinem eigenen Haus, das er inzwischen allein bewohnte.

Es gibt nicht viel, was mir für die Prüfung zur Verfügung steht. Der Autopsiebericht und die Schilderungen seines Hausarztes helfen mir schließlich zu einer schlüssigen Erklärung. Bei der speziellen Form dieses Herzinfarkts kann es im Vorfeld durchaus zu einer Unterversorgung des Gehirns kommen und als Folge davon zu Verwirrtheitszuständen, Halluzinationen, Panikattacken. Unser Gehirn ist nun mal die Schaltzentrale für alle Körperfunktionen. Wir wissen doch, welche irrealen Ängste unser Denkkapazität uns vorgaukeln kann. Träume, Alpträume vor allem, sind nur ein Beispiel. Bei einer Unterversorgung, wenn Teile in dem empfindlichen Netz der neuronalen Verbindungen ausfallen, liegt auf der Hand, dass das Ergebnis chaotisch sein kann.

Vermutlich war der Mann einfach wahnsinnig vor einer unbegründeten Angst und hat sich deshalb in seinem Schlafzimmer eingeschlossen. Wahrscheinlich hat er in seiner Verwirrtheit nicht einmal mehr gewusst, wie er telefonisch um Hilfe rufen kann, bevor sein Herz endgültig aufgegeben hat.

Diese Erklärung lässt sich auch mit Fallbeispielen untermauern. Nachweisbar ist sie nicht mehr. Die Leiche wurde schon vor Tagen verbrannt.

Aber die Versicherung soll ruhig zahlen. Ein Suizid ist unwahrscheinlich und durch nichts zu begründen.

Es ist spät geworden. Zufrieden mit meinem Tagewerk lehne ich mich zurück. Es wird Zeit für den Feierabend. Draußen ist es schon stockdunkel.

Das ganze Wochenende liegt vor mir. Zwei Tage Langeweile ohne interessante Probleme. Kriminalromane sind keine Herausforderung für mich. Einen logisch aufgebauten Tathergang habe ich schnell durchschaut. Bei den anderen Storys sind die Konflikte so abstrus und unglaubwürdig, dass ich mich weigere, für diesen Unsinn meine Zeit zu opfern. Sogar Sudoku der höchsten Schwierigkeit sind kein Ersatz für die Herausforderungen, die das wahre Leben täglich auf meinen Schreibtisch spült.

Ich lösche das Licht und rolle aus meinem Büro. Die Bewegungsmelder auf dem Gang sorgen augenblicklich für Helligkeit. Es gehört zu meinen täglichen Ritualen, den Rollstuhl mit einem einzigen kräftigen, wohl dosierten Schub an den Handreifen genau bis zur Lifttür am Ende des Ganges zu bringen. Diesmal geht das gründlich daneben.

Nach nur einem Meter stanz die Fußraste eine hässliche Kerbe in den Putz der linken Wand und ich werde beinahe aus meinem Sitz geschleudert. Auch das Licht wird zügig weniger, als wenn jemand am Dimmer dreht. Mit einem finalen Flackern ist es endgültig aus. Um mich herum tiefschwarze Dunkelheit, nicht die kleinste Reflektion, obwohl das eigentlich unmöglich ist.

Habe ich in der Wand elektrische Einrichtungen verletzt? Unsinn! Es muss an mir liegen. Wie ist es sonst möglich, dass alle Lampen gleichzeitig ausfallen? Dieser totale Verlust meines Sehvermögens ist hoffentlich nur vorübergehend.

Aber wie ist es überhaupt zu diesem Crash gekommen? Blockiert etwas das linke Rad meines Rollstuhls? Habe ich versehentlich die Bremse eingerastet? Ich fummle an der Bremse. Die linke Hand ist seltsam taub. Sie macht nicht was sie soll. Der plötzliche Druck in meinem Kopf, ist das etwa ein Schlagan ...

Was ist das für ein Grollen? Verhalten zunächst, aus tiefster Kehle. Aber die Bösartigkeit klingt schon durch.

Seitdem ich als Kind von einem Hund angegriffen und schwer verletzt wurde, habe ich panische Angst vor Hunden. Dieser hier muss riesig sein. Ich muss sofort zurück in den Schutz meines Büros. Der Rollstuhl ist störrisch. Was ist nur los damit? Ich bin doch bisher immer elegant durch die Gänge gekurvt. Das Knurren wird lauter. Die Bestie kommt näher. Ich kann mich nicht konzentrieren, werde immer fahriger. Versuche es vorwärts und rückwärts. Immer wieder stößt der Rollstuhl gegen die Wand. Wenn wenigstens das Licht funktionieren würde.

Die Bestie ist schon ganz nahe. Nur rotglühende Augen. Riesig, wie feurige Wagenräder. Ich kann ihren fauligen Atem riechen. Die erbarmungslose Wut in diesem Knurren treibt mir das Grauen tief unter die Haut. Dicker Speichel tropft von den Lefzen klatschend auf den Boden.

Oh Gott, niemand wird mir helfen können. Frühestens am Montag wird man meine zerfetzte Leiche finden.

Überraschend stößt der Rollstuhl gegen die Tür meines Büros. Endlich! Wo ist die Klinke. Verdammt, warum funktioniert das Licht nicht? Die Tür habe ich schnell offen, aber der Rollstuhl will nicht hindurch. Noch nie zuvor bin ich damit am Türrahmen angestoßen. Die Geräusche von geschundenem Holz nerven. Das ist mir jetzt scheißegal. Ich habe den heißen Atem der Bestie im Nacken. Sie wird mich gleich packen. Ich muss durch diese Tür.

Jetzt! Eine wilde Bewegung mit dem Ellenbogen, um die Tür zu schließen. Zu früh. Das Türblatt kracht gegen den Rollstuhl. Schnell jetzt. Hoffentlich ist das Vieh noch nicht im Raum. Neuer Versuch. Endlich schließt die Tür das Geifern der Bestie aus. Aber ein schwerer Körper kracht von außen dagegen. Scharfe Krallen fetzen über das Holz. Mein Gott, wenn er die Klinke trifft, dann bin ich verloren. Ich ramme den Rollstuhl gegen die Tür, aber das wird mich auch nicht retten. Ich muss die Klinke sichern. Hochbinden, damit sie von außen nicht heruntergedrückt werden kann. Der lange Seidenschal den ich immer trage. Mehr habe ich nicht zur Hand. Ich finde das Ende auf meinem Schoß. Das Regal neben der Tür. Das müsste klappen. Den Querholm erreiche ich nicht im Sitzen. Muss aufstehen, obwohl meine Beine mich schon lange nicht mehr tragen wollen. Jetzt muss es aber gehen. Nur der rechte Arm hat noch Kraft. Warum macht der linke nicht mehr mit? Die rechte Hand verzweifelt in das Regal gekrallt, kann ich mich hochziehen. Das linke Bein ist tot, wie

abgeschaltet. Auf einem Bein, in der absoluten Dunkelheit und immer neuen Angriffen auf die Tür, versuche ich, den Schal zu verknoten. Die Hände arbeiten nicht zusammen. Mein Gott, ich bin doch sonst nicht so ungeschickt. Endlich scheint es zu halten. Erschöpft und erleichtert lasse ich mich in meinen Sitz zurückfallen. Noch in der Bewegung bemerke ich, der Rollstuhl ist nicht mehr unter mir, muss sich nach hinten verschoben haben. Es knackt, als ich hoch über dem Boden nur von dem Schal gebremst werde, der noch um meinen Hals gewunden ist.

Ganz kurz wird es noch einmal hell in meinem Kopf für einen letzten Gedanken: Wird meine eigene Lebensversicherung zahlen oder wird sie sich mit Suizid herausreden?

* * *

Ein Geschenk Gottes?

von Karl Kieser

Mitten in ihrer Pubertät hat es begonnen.

Unmittelbar nachdem ein kleines Brüderchen als Nachzügler geboren wurde, hat sie plötzlich für die Mutter eine starke Bedrohung gefühlt.

Am nächsten Tag ist die Mutter tot. Fruchtwasserembolie, sagen die Ärzte.

Der Vater ist verzweifelt und verstört.

Natürlich kann sie ihm nicht auch noch mit ihrer Vorahnung in den Ohren liegen. Dieses starke Gefühl einer Gefahr, die aber eine andere Person betrifft, war ihr völlig fremd und hatte sie erschreckt. Irgendwann in der Nacht war es plötzlich weg, als hätte sie es nie empfunden.

War es ein Zufall, dass die Mutter tatsächlich in dieser Nacht starb? Hätte sie aufgrund dieser Vorahnung etwas unternehmen müssen? Ist der Tod der Mutter ihre Schuld.

Sie kann mit niemandem darüber reden.

Ohne zu murren, übernimmt sie einen Großteil der Verantwortung für den Haushalt, dem nun die Mutter fehlt. Auch der kleine Bruder braucht viel Zuwendung. Er kränkelt und entwickelt sich nur langsam. Der Vater versucht verzweifelt, seiner Rolle als Familienoberhaupt gerecht zu werden, ist aber wegen der anhaltenden Trauer um den Verlust der geliebten Gattin oft genug keine Hilfe.

Aus heiterem Himmel überfällt sie eines Tages wieder dieses Gefühl einer großen Gefahr. Diesmal für den kleinen Bruder.

Sie ist sich unsicher, ob sie diesem Gefühl trauen kann. Mit allem, was sie für den Kleinen tut, ist sie nun besonders kritisch. Sie will auf keinen Fall Fehler machen, nicht für ein neues Unglück verantwortlich sein. Doch alle Sorgfalt, mit der sie ihren Pflichten nachkommt, ändert nichts. Das Gefühl der Bedrohung wird übermächtig. In ihrer Not wendet sie sich schließlich doch an den Vater, obwohl der gerade in Gesellschaft einer Schnapsflasche am Küchentisch vor sich hinbrütet.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn der Vater die Bedrängnis seiner Tochter erkannt hätte. Wenn er sich ihr liebevoll zugewendet hätte, oder sogar vorsorglich den Arzt geholt hätte.

In seiner Stimmung, die geprägt ist von Selbstmitleid und Verzweiflung über seine Situation, gelingt ihm das nicht. Seine bruske Ablehnung lässt sie betroffen mit ihren Befürchtungen allein.

Am nächsten Morgen ist der kleine Bruder tot. Plötzlicher Kindstod, lautet die Diagnose.

Der Vater hat nie mit ihr über den Abend vor diesem neuerlichen Unglück gesprochen. Sie hat bald das Gefühl, dass ihre Vorahnungen einer tödlichen Bedrohung etwas von einer schicksalhaften Unabwendbarkeit haben, die sie zwar erfühlen, aber nicht beeinflussen kann. Das ist bitter, aber auch tröstlich. Sie fühlt sich nicht mehr verantwortlich.

Vorsichtige Fragen bei ihren Freundinnen bestätigen, was sie schon befürchtet hat. Mit diesen intensiven Vorahnungen ist sie allein.

Um sich nicht zur Außenseiterin zu machen, schweigt sie darüber zu jedermann. Es belastet sie sehr, wenn dieses Gefühl sie überfällt. Sie ist dann jedes Mal ganz krank vor Sorge, denn sie weiß ja wen das Schicksal bedroht und fühlt sich doch so hilflos.

Besonders belastend ist es, weil es immer nur nahestehende Personen betrifft.

Den Schlaganfall des Opas, den Unfall der besten Freundin, den tödlichen Sturz des Vaters vom Gerüst, sie hat die Gefahr vorausgeföhlt. Immer handelt es sich um plötzliche Ereignisse. Sie sind nicht in allen Fällen tödlich, aber nur Stunden später eintreffend. Es ist immer dasselbe: ein intensives Gefühl der Bedrohung für eine nahestehende Person. Dabei ahnt sie nichts über die Art der Bedrohung, nichts über den Verlauf des Unglücks. Und noch etwas ist immer gleich: das Angstgefühl verschwindet irgendwann schlagartig. Dann weiß sie, jetzt ist es passiert. Inzwischen hat sie gelernt, damit zu leben.

Erst nachdem sie ihren späteren Mann kennenlernt, wagt sie es, in einem schwachen Moment, darüber zu reden.

Der junge Mann will sich in seiner Verliebtheit aber nicht mit solch tiefgreifenden Problemen auseinandersetzen. Er hat ganz andere Dinge im Kopf. Das Thema ist ihm unangenehm, verstörend. Er will seiner Liebsten gegenüber aber auch mit weltmännischem Verständnis glänzen und beruhigt sie mit folgender Geschichte:

„Ich glaube, das ist ganz natürlich, Liebling. Mir ist so etwas Ähnliches auch schon passiert. Ich denke zum Beispiel an einen Freund, den ich schon lange nicht mehr gesehen habe. Wenn der mir dann kurz darauf tatsächlich über den Weg läuft, bin

ich auch schon auf den Gedanken gekommen, eine Vorahnung gehabt zu haben. Aber das ist reiner Zufall. Wenn ich den Freund nicht zufällig getroffen hätte, dann hätte ich nach einer Weile auch vergessen, überhaupt an ihn gedacht zu haben. Nur weil die beiden Ereignisse zufällig kurz nacheinander passieren, treten sie aus dem Alltagsgeschehen heraus und man ist geneigt, dem eine tiefere Bedeutung zu geben.“

Dass er damit den Kern des Problems nicht getroffen hat, hat ihm immerhin eingeleuchtet. Seine folgende Erklärung hat sie aber auch nicht wirklich überzeugt.

„Sieh mal, Liebling. Deine seherische Gabe kann doch eigentlich nur ein Gottesgeschenk sein. Ein Geschenk, das du auch für das Wohlergehen unserer Familie nutzen kannst.“

Mit der Geburt ihrer eigenen Tochter scheint alles vorbei zu sein. Es folgen viele ruhige Jahre, in denen sie beinahe ihre Gabe, das Geschenk Gottes, vergisst. In der Familie ist das jedenfalls kein Thema. Der Göttergatte zeigt ohnehin wenig Verständnis für ihre „Spökenkiekereï“.

Die Tochter heiratet nach erfolgreichem Studienabschluss als Bauingenieurin. Sie folgt ihrem Mann in die gebirgige Alpenregion, 150 Kilometer weit weg. Das junge Paar hat handfeste Pläne. Sie setzen alles daran, ihren Traum vom eigenen Haus wahr werden zu lassen. Einige Jahre wird jeder Urlaub dem großen Ziel geopfert. Endlich ist es so weit. Das neue Haus wird zum Heim für die jungen Leute. Die Panoramaaussicht ist einfach grandios. Die unverbaubare Lage gestattet einen wunderbaren Blick über das Tal. Alle sind glücklich.

Jetzt soll dieses Kapitel mit einem erholsamen Urlaub für das junge Paar abgeschlossen werden. Sie hat das selbst als ein Geschenk für die Tochter angeregt.

In der Nacht vor deren Reise wird sie von einem Albtraum wach. Das Gefühl der Bedrohung ist wieder da. Erschreckend, nach so vielen Jahren der Ruhe. Die Bedrohung betrifft ihre Tochter. Auch der Albtraum hatte etwas mit der Tochter zu tun. Soll sie die Bedrohung ernst nehmen? Ist diese Empfindung vielleicht nur der Nachklang des Albtraumes?

Sie kann nicht mehr schlafen.

Wie oft hat sie befürchtet, dass dieses verhasste Gefühl ihre eigene, unmittelbare Familie betreffen könnte. Jetzt ist es so weit.

Darf sie die Augen davor verschließen? Hoffen auf einen Irrtum? Einfach abwarten?

Nein! Diesmal nicht! Es geht um ihr einziges Kind. Diesmal muss sie etwas unternehmen. Ja, diesmal wird sie kämpfen um das Glück ihrer Familie.

Das Gefühl der Bedrohung wird immer drängender. Das kann nur etwas mit dem bevorstehenden Urlaub zu tun haben. Sie muss diese Reise unter allen Umständen verhindern.

Anrufen? Es ist mitten in der Nacht. Wenn der Schwiegersohn an den Apparat kommt, wird er sie für verrückt halten. Und die Tochter? Sie weiß nichts von dem „Geschenk Gottes“ an ihre Mutter. Und selbst wenn, würde sie, mit ihrem nüchternen Realismus, nur darüber lächeln.

Sollte sie ihren Mann wecken, der ruhig neben ihr schläft? Auf gar keinen Fall! Der würde sie nur bremsen, ihr gar verbieten, sich einzumischen. Ja, er würde zweifellos versuchen, sie auch mit Gewalt zurückzuhalten.

Wenn sie die Reise und damit das Unglück verhindern will, dann geht das nur persönlich, durch eindringliche Überzeugung. Zur Not wird sie flehen und betteln.

Es hält sie nicht mehr im Bett. Vorsichtig, um ihren Mann nicht zu wecken, steht sie auf, schnappt sich ihre Kleider. In der Küche zieht sie sich hastig an. Sie wird immer unruhiger. Sie muss sich zwingen, wenigstens eine kurze Nachricht auf dem Küchentisch zu hinterlassen. Hoffentlich kommt sie noch rechtzeitig. Die beiden wollen in den frühen Morgenstunden aufbrechen. Von den 150 Kilometern kann sie nur etwa 100 Kilometer auf der Autobahn zurücklegen. Der Rest ist kurvenreiche Landstraße.

Heimlich schleicht sie sich aus dem Haus. Das Garagentor quietscht. Viel zu laut in der nächtlichen Stille. Aber jetzt wird sie sich nicht mehr aufhalten lassen.

Schon bald ist sie auf der Autobahn. 160 Stundenkilometer. So schnell war sie noch nie. Der nächtliche Verkehr ist noch spärlich, lässt dieses Tempo auch zu. Ihr Puls rast. Die Sorge, nicht mehr rechtzeitig zu kommen, macht sie fast wahnsinnig. Dann die Landstraße. Zuerst kurvenreich. Viele kleine Ortschaften. Das kostet Zeit. Zeit die sie nicht hat. Schließlich der lange Aufstieg. Die Serpentine.

Der Druck der Bedrohung wird unerträglich. Panik und Entsetzen treiben sie voran. In jeder Kurve quietschen die Reifen. Sie ist viel zu schnell.

Da, der blaue Kombi auf Gegenkurs. Der Fahrer will ausweichen.

Der Kombi schleudert, durchbricht die Leitplanke, stürzt in die Tiefe.

Nach der dumpfen Detonation überfällt sie namenloses Grauen, denn der teuflische Druck ihrer Vorahnung ist jäh verschwunden.

* * *

Die andere Seite?

von Karl Kieser

„Jippie“, mein eigener Schrei gellt mir in den Ohren. Ich kann mich ja auch bedenkenlos austoben. Es wird mich niemand hören, hier in meinem Auto, auf dieser verkehrsarmen Landstraße im waldreichen Spessart. Und selbst wenn ..., die Welt kann ruhig wissen, wie ich mich fühle. Ich muss meinen Triumph einfach hinausschreien. Das Leben ist schön und es läuft fantastisch für mich.

Heute hat mich mein Chef mit der Abwicklung eines neuen Auftrages betraut. Mich, den jüngsten Ingenieur in unserer Firma. Okay, das ist kein großer Auftrag, aber doch eindeutig ein Vertrauensbeweis. Wenn ich mich in dieser Funktion bewähre, dann ist das ein Sprungbrett auch für größere Aufgaben. Und ich bin mir absolut sicher, die Sache mit Bravour zu meistern.

Eine Beförderung ist mir so gut wie sicher. Dann könnte ich mir vielleicht den rassigen Sportwagen leisten, der auch ordentlich was unter der Haube hat. Nicht so wie diese lahme Karre, mit der ich schon minutenlang hinter dem LKW her krebse.

Endlich, eine lange Gerade und kein Gegenverkehr. Auch der LKW gibt mir ein Blinksignal, dass ich überholen kann. Also Vollgas. Mein müdes Auto kommt nur langsam in Schwung. Wie immer verschluckt es sich erst mal, wenn ich überraschend Leistung verlange und reagiert sehr unwillig. Quälend langsam habe ich endlich den Anhänger geschafft und bin jetzt neben der Zugmaschine. Immer noch kein Gegenverkehr. Die Gerade wird daher locker ausreichen für mein Überholmanöver. Trotzdem ertappe ich mich dabei, mich in meinem Sitz nach vorne geneigt zu haben und dabei gegen das Lenkrad zu drücken, im vergeblichen Bemühen, die Sache zu beschleunigen.

Doch jetzt, urplötzlich, taucht ein grüner Geländewagen von links aus dem Wald auf und kommt mir entgegen. Ein gigantischer Schreck fährt mir in die Glieder. *Dieser Idiot! Ist der denn wahnsinnig? Um Gottes Willen, nur kein Frontalcrash!*

Blitzartig schießen die möglichen Alternativen durch mein Hirn. Es gibt nur einen Ausweg: nach links in den Wald. Das Steuer herum. Kurz vor dem Geländewagen im Flug über den Straßengraben. Rechts und links Bäume. Mittendurch und vorbei. Glück gehabt. Immer noch im Flug, wie ein Torpedo durch das Unterholz. Abgerissenes Astwerk peitscht an die Scheiben. Keine Sicht, keine Kontrolle. Harte Landung. Da, ein Baum, dick und solide, genau voraus. *Verdammt, das geht nicht gut!*

Dann geht bei mir das Licht aus.

-;-;-

Jetzt darf ich mir das Dilemma losgelöst aus einer höheren Warte ansehen. Das Auto hat sich schön frontal um den Baum geschmiegt. Die Motorhaube ist klaffend aufgesprungen. Dampfend entweicht überhitztes Kühlwasser. Ich muss kichern, denn es sieht wahrhaftig so aus, als ob mein Auto, dampfspeierend wie ein Drache, den Baum fressen möchte. Doch dann sehe ich mich selbst, zusammengesunken über dem erschlafften Airbag.

Ach du lieber Himmel. Diese Anzeichen kenne ich doch? Die Außensicht auf mich selbst, schwebend über den Ereignissen, die ungewohnt unbeteiligte Distanz. Das war's dann wohl. Eigentlich schade. Ich hatte doch noch so viel vor. Und die ganze Plackerei während des Studiums; alles umsonst. Zu meiner beruflichen Bewährung wird es nun auch nicht mehr kommen. Beförderung und Sportflitzer kann ich endgültig vergessen. Himmel, ist das schade! Ausgerechnet jetzt, wo alles so gut lief.

Nur mein Auto mag ich nicht bejammern. Es geschieht der lahmen Krücke ganz recht. Mit dem leistungsstarken Sportflitzer meiner Träume wäre das nicht passiert.

Nach jammern ist mir eigentlich gar nicht zumute. Es fällt mir erstaunlich leicht, mich mit der neuen Situation abzufinden. Ist das so wegen meiner Neigung zum nüchternen Realismus?

Also gut, wenn das nun mal so ist, und ich zwangsweise die Seite wechseln musste, dann will ich mich hier auch nicht länger als nötig aufhalten.

Aber wo ist denn nun das „weiße Licht“, von dem alle reden?

So ein bisschen Orientierung brauche ich schon. Ich kann ja schlecht in eine beliebige Richtung entschweben. Was ist, wenn die sich als völlig falsch erweisen sollte? Womöglich lande ich dann dort, wo niemand hinwill?

Ich sehe mich gründlich um: kein weißes Licht!

Na schön, dann warte ich eben hier, bis sich etwas tut. Ich habe ohnehin keine andere Wahl.

Eben hastet ein ganz in Grün gekleideter älterer Mann durch das plattgewalzte Unterholz. Ist das der Blödmann, der so plötzlich mit seinem Geländewagen aus dem Wald geschossen kam?

Das zerfurchte Gesicht ist von tiefer Besorgnis gezeichnet. Jetzt zerrt er verzweifelt an der Fahrertür. Als die plötzlich nachgibt, landet er, getrieben von seinem eigenen Schwung, auf dem Rücken. Alle Viere in der Luft, wie ein grüner Käfer. Ich muss losprusten. Das sieht aber auch zu komisch aus.

Mir vergeht das Lachen erst, als ich die tiefe Verzweiflung des Alten sehe, der neben der nun offenen Tür in die Knie sinkt und die Hände vor das Gesicht schlägt. Seine Schultern zucken krampfhaft. Weint er etwa? Mein Gott, so schlimm ist es nun auch wieder nicht.

Wenn ich nur endlich das weiße Licht sehen würde, damit ich hier verschwinden kann. Leider bleibt mir vorläufig nur meine irgendwie losgelöste Beobachterrolle.

Eine ganze Weile kann ich nur den weinenden Förster betrachten. Ich würde ihm so gerne sagen, dass er es nicht so schwernehmen soll. Der weinende Mann, die ganze Situation, ... Es ist mir zunehmend unangenehm. Ich will nur noch weg hier.

Ein zweiter Mann stapft durch das Unterholz heran. Das kann nur der LKW-Fahrer sein. Ein großer, handfester Kerl, der augenscheinlich sofort weiß, was zu tun ist. Er hat sogar einen Feuerlöscher mitgebracht. Nun drängt er den immer noch verzweifelt neben mir knienden Förster beiseite und macht sich an meinem Körper zu schaffen. An seiner Gestik und Mimik kann ich erkennen, dass er den alten Mann ungeduldig anschreit. Erst jetzt bemerke ich, dass während der ganzen Zeit alles völlig geräuschlos abläuft. Sehr rücksichtsvoll, dass man mir den Ton abgedreht hat. Ohne dramatische Lautuntermalung wirkt die Szene beinahe erheiternd auf mich. Der Förster ist endlich aus seiner lähmenden Verzweiflung erwacht, spricht aufgeregt in sein Handy.

Der Innenraum meines Autos scheint geschrumpft zu sein. Das wird mir bewusst, als der Trucker vergeblich versucht, das Schloss für den Sicherheitsgurt zu erreichen, der mich an den Sitz fesselt. Es gelingt ihm schließlich, die hintere Tür zu öffnen und das Schloss vom Fond aus zu öffnen. Gerade versucht er, meinen leblosen Körper aus dem Wrack zu zerren. Man sieht ihm an, dass er Kraft hat. Im Vergleich zu ihm bin ich nur eine halbe Portion. Trotzdem haben seine Bemühungen keinen Erfolg. Irgendetwas von mir hängt fest.

Plötzlich wird er hektisch, lässt von mir ab und greift nach dem mitgebrachten Feuerlöscher. Da, jetzt kann ich auch die Flammen sehen, die unter der klaffenden Motorhaube züngeln.

Der Feuerlöscher wird zwar schnell damit fertig, als Techniker kann ich mir aber ausrechnen, das tropfendes Benzin und heißer Auspuff immer noch eine brisante Kombination ist. Das scheint auch der LKW-Fahrer zu wissen, denn nun zeigt er noch mehr Körpereinsatz. Aber es geht nicht. Mein Körper steckt fest.

Ich habe nicht genau mitbekommen, was die zwei alles versucht haben. Erst als der Förster von der Beifahrerseite aus nachgeholfen hat, hat sich mein Körper schließlich in einem Stück aus dem zerstörten Auto herauslösen lassen.

Mit einem ordentlichen Sicherheitsabstand zu dem brandgefährlichen Wrack wird er auf dem Waldboden abgelegt.

Ja, und nun? Keine Herzdruckmassage, keine Beatmung? Kein bisschen Einsatz zur Reanimation? Das finde ich nun aber doch enttäuschend. Der alte Förster kniet wieder neben mir, hält meine Hand. Sein Gesicht zeigt zwar noch tiefe Besorgnis, aber auch einen Anflug von Hoffnung.

Redet er mit mir? Mein lieber Herr, das ist absolut unpassend. Sie sollten lieber versuchen, mich zurück zu holen. So lange bin ich noch nicht auf der anderen Seite. Vielleicht würde es ja noch klappen. Das weiße Licht sehe ich jedenfalls immer noch nicht.

Die ganze Sache wird mir allmählich zu dumm. Ich habe doch eigentlich nichts mehr zu tun mit diesem Drama. Ich würde mich auch gerne davon machen. Nur, wo ist das Licht?

Was ist denn jetzt los? Wieso habe ich auf einmal Schmerzen? Bin ich etwa doch nicht auf der anderen Seite? Unter mir fühle ich auch keinen Waldboden. Hat man mich auf eine Liege gehoben?

Jemand fummelt an meinem Gesicht, hebt eines meiner Augenlider. Auch der Ton ist wieder da.

Und wer noch? Etwa ein Notarzt?

„Er kommt wieder zu sich. Hat die ganze Zeit etwas von einem Licht gemurmelt. Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Förster! Den kriegen wir schon wieder hin.“

* * *

Der Traum

von Karl Kieser

Horst hat seit Monaten einen sporadisch wiederkehrenden Traum:

Sein Auto rollt rückwärts, allmählich schneller werdend, auf einer abschüssigen Straße. Er muss bremsen, aber irgendwie greifen die Bremsen nicht richtig. Verzweifelt tritt er mit aller Kraft auf das Pedal. Der Wagen wird immer noch schneller. Er versucht jetzt, nach hinten gewandt, das Auto auf der Straße zu halten, von der er immer nur einen kleinen Ausschnitt sieht. Die Angst vor der drohenden Katastrophe macht ihn hilflos. Es wird krachen, unabwendbar!

Bevor es dazu kommt, wird er regelmäßig wach, mit rasendem Herzen und kann nicht mehr einschlafen.

Träume beunruhigen Horst eigentlich nicht. Jedenfalls nicht im Sinne von Vorbedeutung oder so. Für ihn sind es nur Abfallprodukte aus der Wachphase, die das ständig aktive Gehirn mehr oder weniger chaotisch zusammenmixt. Normalerweise „verdunstet“ die Erinnerung daran ja auch mit dem Aufwachen. Wie ist es nur möglich, dass Eindrücke, die er gerade noch bildhaft vor Augen hatte, Sekunden später unwiederbringlich gelöscht sind? Dieses Phänomen fasziniert ihn immer wieder.

Nur wenige seiner Träume halten sich nicht an diesen Standard. Dieser besondere, alptraumhafte, ist einer davon. Da er immer wieder, manchmal auch in leicht abgewandelter Form auftaucht, macht er sich doch Gedanken darüber. Kann es sein, dass sein Unterbewusstsein ihn vor irgendetwas warnen will? Das ist doch Unsinn. Er vermutet viel eher, dass der Traum mit einem Ereignis zu tun hat, das zwar schon Jahrzehnte zurückliegt, ihm aber gewaltig unter die Haut gegangen ist.

Damals sind sie an Wochenenden zum Skilaufen gern in die Rhön gefahren. Natürlich nur bei ausreichender Schneelage. Bei dieser einen unvergesslichen Rückfahrt - es war schon finster, durchgehende, festgefahrene Schneedecke, Gattin Giesela und ihre zwei Söhne abgekämpft im Auto - war er gerade dabei, auf die Autobahn aufzufahren.

Wie jedes Mal, wenn er sich dieses traumatische Erlebnis vor Augen hält, bricht ihm der kalte Schweiß aus. Alles ist wieder da.

Wie in einem Zeitsprung fühlt er sich zurückversetzt in die damalige Situation und durchlebt das erschreckende Geschehen erneut:

An der großzügigen Autobahnauffahrt ist gerade viel Platz. Die nächsten Scheinwerfer des wetterbedingt langsam fließenden Verkehrs auf der Autobahn noch weit entfernt. Die große Lücke mit reichlich Platz ist verführerisch. Nur schnell mal ausprobieren, wieviel dem Wagen bei diesen Verhältnissen wohl zuzumuten ist. Einmal kurz aufs Gas tippen und sehen wie er sich verhält.

Verdammt! Das war zu viel.

Er hatte nur mit einem leichten Schwänzeln gerechnet. Doch der große Wagen dreht sich, begünstigt durch die Fliehkraft in der geschwungenen Auffahrt um 180° und rauscht rückwärts, schräg über alle zwei Fahrbahnen, im spitzen Winkel auf die Mittelleitplanke zu.

Er hat längst automatisch die Kupplung getreten, sich im Fahrersitz herumgeworfen

und versucht, die drohende Katastrophe abzumildern. Rückwärts steuernd, durch ganz zarte Lenkbewegungen, hofft er, den Wagen halbwegs in der Spur zu halten und nicht unkontrolliert über die Autobahn zu kreiseln.

Um Gottes willen, nur jetzt nicht bremsen oder höchstens sehr gefühlvoll.

Die näherkommende Leitplanke kann er nur erahnen, denn die Scheinwerfer zeigen in die falsche Richtung. Die nur als etwas hellerer Streifen angedeutete Leitplanke wird von tiefdunklen Schatten abgelöst, auf die der Wagen unaufhaltsam zu driftet. Inzwischen steht er doch mit steif durchgedrückten Knien voll auf der Bremse. Es wird trotzdem nicht reichen.

Und dann das erste Wunder. Der Wagen wird sanft von dem Gebüsch aufgefangen, das wie eine dunkle, massive Barriere ausgesehen hat. Die lackzerkratzenden Geräusche sind zwar nervtötend und scheinen nicht enden zu wollen, aber mehr geschieht nicht. Kein Bums, kein harter Stoß. Dafür kann er nun im Scheinwerferlicht das zum Teil plattgewalzte Gesträuch an der Beifahrerseite erkennen.

Keiner aus seiner Familie tut einen Mucks. Alle scheinen immer noch die Luft anzuhalten. Auch später konnte sich niemand von ihnen erinnern, etwa angstvolle Schreie ausgestoßen zu haben.

Aber was nun?

Der Wagen steht mit laufendem Motor in der verkehrten Richtung am äußersten Rand der Überholspur auf der Autobahn.

In dieser ausweglosen Situation bahnt sich das zweite Wunder an. Die Scheinwerfer des nachfolgenden Verkehrs sind immer noch weit entfernt. Es sieht sogar so aus, als ob sie auch kaum näherkommen. Augenblicke später kann er sehen, dass dort überall die Warnblinker aufleuchteten. Die anderen Autofahrer müssen die brisante Situation richtig erkannt haben. Dann folgen Blinksignale mit den Scheinwerfern. Das kann nur die Aufforderung an ihn sein, endlich wieder für normale Verhältnisse zu sorgen.

Immer noch stemmt er sich, mit zitternden Knien, sowohl aufs Kupplungs- als auch aufs Bremspedal.

Schnell jetzt. Für wehleidiges Nachbeben bleibt keine Zeit. Jedes weitere Zögern wird die Situation nur verschlimmern.

Blinker raus, einmal kurz Lichthupe für „Verstanden!“, erster Gang, Kupplung langsam kommen lassen.

Zögernd löst sich das Heck aus der Umklammerung des rettenden Gesträuchs. Die protestierenden Kratzgeräusche sind jetzt unwichtig und nur die Bestätigung, dass es vorangeht. Der Wagen kommt langsam herum, zeigt wieder in die Sollrichtung. Allgemeines befreites Aufatmen bei der gesamten Familie.

Seine tiefe Dankbarkeit für die umsichtige Reaktion der nachfolgenden Autofahrer hat er nie persönlich ausdrücken können. Auch noch Jahre später hat Horst es immer vermieden, sich mögliche Folgen seines unbedachten Bodenhaftungs-Tests ernsthaft auszumalen. Vermutlich hat er dieses Trauma nie wirklich verarbeitet und deshalb erinnert ihn sein Unterbewusstsein immer wieder daran. Die Ähnlichkeit zu dem Ablauf in seinem Traum, aber vor allem seine jämmerliche Angst beim Rückwärtssteuern ohne Kontrolle, sind doch wohl eindeutig genug!

Aber warum diese Erinnerung erst jetzt, Jahrzehnte später?

Seiner Giesela erzählt er davon natürlich nichts. Weder von dem wiederkehrenden Traum noch von seiner möglichen Erklärung dafür. Ist ja nur ein alberner Traum. Doch eines Tages ragt der Alptraum bis in seine Wirklichkeit hinein.

Auf dem Lande muss Horst eigentlich nie klassisch einparken. Das hat er auch seit Jahren nicht mehr gemacht. Meist achtet er sogar darauf, dass er nicht einmal rückwärts aus einer Parkbox ausfahren muss.

Horst ist inzwischen 82 und seine Beweglichkeit schon stark eingeschränkt. Der Schulterblick gelingt ihm nur noch ansatzweise und rückwärts geht es nur im blinden Vertrauen auf die Hecksensoren.

Der aktuelle Mercedes ist daher mit allen erdenklichen Hilfsmitteln ausgestattet und hat auf Gieselas Wunsch ein Automatikgetriebe. Im Alter wollen sie es sich endlich leichter machen.

Wenn Horst zu seiner wöchentlichen Massage fährt, gibt es dort auf dem benachbarten Parkstreifen immer große Lücken. So ist es auch diesmal. Der freie Platz reicht für mindestens drei PKW.

Horst schert problemlos in die Lücke ein. Da er sich für die spätere Abfahrt nach vorne gerne Platz lässt, will er anschließend – rückwärtsfahrend - die Lücke zu den zwei hinter ihm parkenden Autos schließen.

Es kommt der Zeitpunkt, an dem er, laut Rückspiegel, sanft die Bremse betätigen muss. Der Wagen wird aber nicht langsamer, sondern schneller.

Fetzen seines Alptraumes schießen durch sein Hirn, gemischt mit Bruchstücken aus dem weit zurückliegenden Trauma. Einige ermüdete Synapsen verursachen einen Kurzschluss und ...

Bremsen, bremsen! Sofort!

Panikartig tritt er das Pedal bis zum Bodenblech durch. Der starke Motor brüllt auf. Der Wagen macht einen Satz, springt seinem Hintermann beinahe auf die Motorhaube und schiebt die beiden geparkten Autos mit brachialer Wucht zusammen.

Krachen und Kreischen von zerknitterndem Blech und das wimmernde Jaulen radierender Reifen zerreißen die ländliche Ruhe. Abgefetzte Plastikteile wirbeln über die Straße, während Horst seinen Fuß verzweifelt mit aller Kraft auf das Pedal stemmt.

Endlich steht der Wagen, mit abgewürgtem Motor.

In der plötzlichen Stille scheint alles geschäftige Treiben die Luft anzuhalten. Nur eine abgesprengte Radkappe kreiselt noch scheppernd über den Asphalt. Blauer Qualm zieht am Seitenfenster vorbei. Es riecht penetrant nach verbranntem Gummi.

Horst ist verwirrt und fassungslos. Eine so extreme Fehlfunktion seines Autos ist doch undenkbar! Wie kann es bei seinem werkstattgepflegten Mercedes zu einem so katastrophalen Defekt kommen? Der Wagen hat doch noch nie irgendwelche technischen Probleme gezeigt. Ist das ein grausamer Alptraum?

Sein Blick wandert in den Fußraum. Immer noch presst er den rechten Fuß mit zitternden Muskeln auf das Pedal.

Mit plötzlicher Klarheit erkennt er die bestürzende Wahrheit.
Er ahnt schon, was jetzt auf ihn zukommt.

* * *

Oktoberfest

von Karl Kieser

Wissen Sie, ich bin das, was man eine graue Maus nennt. Unauffällig, uninteressant, farblos. Jedenfalls werde ich von Fremden so wahrgenommen. Besser gesagt, nicht wahrgenommen, sondern weitgehend übersehen.

Gender Maskulinum, also männlich. Obwohl sich bei mir maskulin automatisch mit Muskeln assoziiert, kann ich damit nicht dienen. Ich bin klapperdürr.

Wenn ich mich im Spiegel betrachte, dann muss ich objektiv zugeben, dass ich tatsächlich unscheinbar bin.

Deutlich unter mittelgroß habe ich auch noch eine Figur geerbt, die in keine Konfektionsgröße passt. Arme und Beine sind zu lang für meinen relativ kurzen Rumpf. Daher wirken meine Anzüge immer etwas zu groß. Selbst bei den Schuhen muss ich im Bild bleiben.

Meine Neigung zu gedeckten Farben macht das Gesamtbild nicht strahlender. In meinem Kleiderschrank überwiegen die Grautöne.

Mein Haupthaar, schütter, stumpf, von undefinierbarer Farbe, ist weit davon entfernt als natürlicher Kopfschmuck zu gelten. Nur mein Kopf, bzw. die grauen Zellen darin, gibt keinen Grund zur Klage. Als Troubleshooter bin ich für die Lösung von Softwareproblemen gefragt. Man schickt nach mir, wenn es mit den eigenen Kräften nicht weitergeht.

Es ist also kein Wunder, dass ich beruflich nur mit Problemen zu tun habe. Das Grübeln darüber verträgt keine Gesellschaft. So kann es passieren, dass meine Füße mich durch die Stadt tragen, ohne dass ich etwas von meiner Umgebung wahrnehme. Diese Märsche brauche ich. Kann dabei besser denken.

Nun könnten Sie glauben, dass ein Leben in relativer Unsichtbarkeit, wenn schon nicht besonders bunt, so doch konfliktfrei und gefahrlos ist.

Ich muss Ihnen widersprechen. Das werden Sie verstehen, wenn Sie die folgende Geschichte kennen, die mir kürzlich widerfahren ist.

Ein verzwicktes Problem hatte mich außergewöhnlich lange in Bewegung gehalten. Müde gelaufen hatte ich mich am letzten freien Tisch eines Straßencafés niedergelassen, vom Ober souverän ignoriert.

Weit zurückgelehnt in meinem Stuhl, hatte ich mich bald wieder in die ungelöste Aufgabe vertieft.

Dass neue Gäste an meinem Tisch Platz nahmen, hatte ich beinahe nicht mitbekommen:

Zwei hübsche Frauen in den Dreißigern. Sorgfältig zurechtgemacht. Beide im Dirndl.

Einen Moment lang wunderte ich mich. Aschaffenburg markiert zwar die äußerste nordwestliche Ecke von Bayern, aber Dirndl gehören trotzdem nicht zum Straßenbild. Aus dem Kreisverkehr meiner Gedanken hatten mich die Damen jedenfalls herausgelöst. Auch meine zurückgelehnte Haltung gab ich auf und beugte mich wieder zum Tisch vor. Ein freundliches *<Guten Abend, Sie sind ja ein überraschender Anblick.>* lag mir auf der Zunge. Beide Damen waren jedoch so miteinander in ein Gespräch vertieft, dass mir das als aufdringliche Einmischung erschien. Sie erwarteten anscheinend noch eine dritte Dame, die auch wirklich nur Augenblicke später eintraf, ebenfalls im Dirndl.

Jetzt dämmerte es mir: Oktoberfest.

Wie jede Stadt, die etwas auf sich hält, hat auch Aschaffenburg sein Oktoberfest. Aus Gründen, die ich nicht voll durchblicke, gehört es zum guten Ton, dass die Frauen im Dirndl und die Männer in Krachledernen erscheinen.

Bei einigen Damen habe ich allerdings den Verdacht, dass es weniger darum geht, ein folkloristisches Kostüm zu tragen, sondern dass ein Dirndl die willkommene Möglichkeit bietet, die eigenen Brüste, hochgepuscht und eingezwängt in ein straffes Mieder, besonders wirkungsvoll zur Geltung zu bringen.

Die Begrüßung der drei Damen geriet etwas affektiert. Die neu Angekommene beugte sich weit über den Tisch für Bussi, Bussi. Sie hatte ein besonders ausladendes Dekolleté und gestattete sehr tiefe Einblicke. Es schien ihr auch nichts auszumachen, dass sie mir dabei so nahekam, dass ich sogar zügig zurückweichen musste, um eine Kollision mit diesem beachtlichen Busen zu vermeiden, der mir buchstäblich unter die Nase gehalten wurde. Aus nächster Nähe konnte ich daher erkennen, dass für ihn höchste Gefahr bestand, bei unbedachten Bewegungen seiner Trägerin, aus seiner Halterung zu hüpfen.

„Heiligsblechle!“ entschlüpfte es mir.

Ich war selbst ein wenig erschrocken, dass mir meine Verwunderung so hörbar herausgerutscht war, aber die drei Damen hatten mich bisher nicht beachtet und schienen mich noch nicht einmal wahrgenommen zu haben. Da würde mein Ausruf der Verblüffung wohl auch unbemerkt bleiben.

Dummerweise war der in eine momentane Plauderpause gefallen und daher für alle am Tisch deutlich hörbar.

„Was haben Sie gesagt?“

Die Ausladende hatte mich angezischt. Oder schwang da auch etwas Koketterie mit? Ich hätte mit Leichtigkeit die Situation entschärfen können, indem ich mich für meine unbedachte Bemerkung entschuldigte, die doch nur meiner Verblüffung und aufrichtigen Bewunderung entspräche.

Inzwischen fühlte ich mich aber von den drei Grazien provoziert, die sich ungefragt an meinem Tisch breitgemacht hatten, mich bisher total übersehen und mir das Gefühl gegeben hatten, völlig unsichtbar zu sein.

Schlagartig war meine Gemütslage gekippt. Meine eben noch wohlwollende Stimmung gegenüber den drei Frauen hatte sich ins Gegenteil gewandelt. Der Druck der Verantwortung für das immer noch ungelöste Problem hatte ein Ventil gefunden.

Mein eigentlich verträgliches und verbindliches Naturell schlug einen Purzelbaum. Die Emotionskontrolle kam viel zu spät und schon wieder kamen ungefilterte Worte aus meinem Mund:

„Ich sagte, Sie haben da zwei reizende ...“

„Ich weiß was Sie gesagt haben. Das ist ja eine Unverschämtheit!“, fiel mir die Dame ins Wort. Sie schien nun doch langsam böse zu werden.

Bei den umliegenden Tischen wurden auch schon einige Hälse gereckt.

Selbst jetzt noch hätte ich die Wogen glätten können, indem ich z.B. erklärte, dass ich natürlich die Regeln der Konventionen kenne, mich aber schon oft über die Doppelmoral geärgert habe. Natürlich wisse ich, dass das reizende Angebot der Weiblichkeit an die Männer von diesen – wenn überhaupt - dann nur verstohlen wahrgenommen werden und nur im vertrauten, intimen Rahmen Gegenstand von Komplimenten sein dürfe.

Mit einem entschuldigenden Lächeln und einem Versöhnungs-Kaffee für die gesamte Runde, wäre ich dann vielleicht noch einmal davonkommen.

Inzwischen war ich mir aber sicher, hier eine Tussi vor mir zu haben, die sich bis an die Grenze zur Provokation kleidet, und trotzdem die Behandlung einer Dame verlangt, der man nicht auf den entblößten Busen starrt. Und meine Emotionskontrolle funktionierte immer noch nicht.

„Nun ja, ich finde es nun mal provozierend, wenn Sie so mit ihren Pfunden wuchern.“

Die beiden Freundinnen der Ausladenden hielten die Luft an. Insgeheim verwünschten sie vermutlich ihren Entschluss, sich diesen Tisch ausgesucht zu haben. Meine direkte Kontrahentin bekam jedoch schmale Augen. Ich fürchtete schon, sie könne explodieren. Ihr Ton war jedoch eher leise, wenn auch eiskalt schneidend.

„Sind Sie etwa Moslem? Wollen Sie, dass die Frauen verschleiert und in schwarzen Sackkleidern herumlaufen? Sind Sie einer von der Sorte? Oder sind Sie gar Islamist?“

„Ich bin Nonkonformist und Realist, ach ja, und Atheist. Also das genaue Gegenteil von dem, was Sie vermuten. Und ich will die Frauen keineswegs in Sack und Asche

sehen. Ich finde ihre Angebote sehr anregend. Es ist nur verwirrend, dass die Adressaten des ganzen Aufwandes nicht einmal ein Kompliment darüber machen dürfen.“

Ich hatte mich um einen neutralen Ton bemüht und bedauerte inzwischen, dass ich mich hatte hinreißen lassen. Was sollte das? Hier gab es nichts zu gewinnen. Ich brauchte dieses Gezänk nicht für meinen Seelenfrieden. In meiner normalen Gemütslage wäre es auch niemals so weit gekommen.

Ich spielte mit dem Gedanken, einfach aufzustehen und zu gehen. Die Ausladende hatte aber schon zum Gegenschlag ausgeholt.

„Auf Ihre Komplimente kann jede Frau verzichten. Sie sind kein Gentleman. Sie sind ein Flegel.“

Jetzt wurde ich auch sauer. Ich fand, dass eine persönliche Beleidigung zu weit geht. Ein kommentarloser Rückzug wäre die richtige Antwort auf diese Unverschämtheit gewesen, aber ich konnte mich einfach nicht bremsen.

„Tja, da muss ich Ihnen wohl recht geben. Wer ist schon wirklich ein Gentleman. Aber Sie sind ja auch keine Dame.“

Zack! Ich hatte den Schlag gar nicht kommen sehen. Die Ausladende hatte mir blitzschnell eine saftige Ohrfeige verpasst. Ich war sprachlos. Mit gleicher Münze zurückzuzahlen, kam natürlich nicht in Frage

Unser Tisch hatte inzwischen die ungeteilte Aufmerksamkeit aller Caféhausbesucher.

Es war entsetzlich peinlich und meine Wange glühte unangenehm nach. Wie ich später feststellte, hatten ihre blutrot lackierten Krallen auch noch zwei Kratzer hinterlassen.

Jetzt war es doch so weit, dass ich nur noch gehen konnte. Im Aufstehen konnte ich mir einen letzten Seitenhieb nicht verkneifen.

„Das ist ja wohl die Bestätigung. Eine Dame hätte das niemals getan. Ich wünsche allseits noch einen angenehmen Abend.“

Tja, so war das. Ich weiß heute noch nicht, wie ich die ersten paar Meter hinter mich gebracht habe. Meine Beine fühlten sich hölzern an. Scham und Empörung über die Demütigung setzten mir zu, das können Sie sich sicher denken.

Dieser Vorfall hat mich heftig erschüttert. So etwas wird mir nie wieder passieren.

Ich denke, diese Geschichte hat auch Sie überzeugt, dass eine fast unsichtbare graue Maus die scharfen Krallen einer Katze spüren kann, wenn sie sich nur mal kurz aus der Deckung traut.

* * *

Scharfe Libido

von Karl Kieser

Sie haben sicher schon mal eine graue Maus gesehen. Ich meine eine weibliche, menschliche. Mir passiert das eigentlich nie. Sobald ich einer Frau nur nahekomme, produziert mein Hirn erotische Fantasien. Das geschieht ganz unabhängig von ihrer Attraktivität. Ein normales Miteinander ist so unmöglich. Darunter leide ich. So sehr, dass ich psychiatrische Hilfe suchte.

Mein Freund und Hausarzt, dem ich mich nach innerem Kampf anvertraut habe, empfiehlt mir eine Frau Dr. Aschmatt.

„Eine Frau? Bist du verrückt? Wenn ich dir meine Fantasien erkläre, ruft sie die Sittenpolizei.“

Mein Freund versucht, mich zu beruhigen.

„Unsinn, sie ist Psychiaterin und hat sich auf dem Gebiet sexueller Über- und Fehlreaktionen spezialisiert. Man sagt ihr zwar unkonventionelle Methoden nach, aber sie soll auch überraschende Erfolge haben. Ich mache gleich mal einen Termin für dich.“

So kommt es, dass ich ein paar Wochen später, meine erste graue Maus kennenlerne.

Als sie mich in das Behandlungszimmer bittet, oder sollte ich besser sagen Besprechungszimmer, dachte ich noch: diese Hilfskraft ist sehr passend gekleidet in Anbetracht der Sexmonster, die hier täglich zu erwarten sind.

Erst als sie sich mit Dr. Aschmatt vorstellt, habe ich sie mir näher angesehen.

Ein farbloses Gesicht über einem formlosen grauen Sweatshirt, dessen Kapuze ihren Schopf vollkommen bedeckt. Kein einziges Härchen traut sich hervor.

Dazu ein grauer Strickrock aus grober Wolle, der weit über ihre Knie reicht.

Erst als sie sich mir gegenüber auf einen Stuhl setzt, gerader Rücken, Knie fest zusammengepresst, den Blick auf ihren Schreibblock gesenkt, kann ich sehen, dass auch ihre Strümpfe grau sind. Ihre Füße stecken in Gesundheitstretern, die sogar meine Oma abgelehnt hätte, und was soll ich sagen, ebenfalls grau.

Im ersten Augenblick macht sie auf mich den Eindruck, als ob sie selbst einen Seelendoktor nötig hätte. Wo bin ich hier nur gelandet? Wie soll mir denn dieses verhuschte Mäuschen helfen?

Ihre Stimme hat mich dagegen einigermaßen überrascht. Sie spricht zwar leise, aber mit einem warmen Timbre.

„Wie kann ich ihnen helfen, Herr Spannerjahn?“

„Na ja, wie soll ich das erklären. Ich stelle mir die Frauen immer als meine Sexualpartnerinnen vor.“

Sie blickt nicht auf, kritzelt irgendwas auf den Schreibblock, den sie auf ihren Knien hält und sagt dann mit ihrer leisen Stimme:

„Finden sie das wirklich so ungewöhnlich?“

Ich bin schon ein wenig empört, habe mehr Einfühlungsvermögen erwartet. Muss ich diesem grauen Geschöpf wirklich alle Einzelheiten erklären?

„Na, hören sie mal. Ich habe keine Freunde mehr, weil deren Frauen und Freundinnen mich widerlich finden und die Männer glauben, dass ich ihren Frauen zu nahe trete. Wenn wirklich mal eine Frau mit mir spricht, kann ich dem Gespräch kaum folgen, weil meine Fantasien mich in völlig andere Bereiche entführen. Einem Dekolleté können meine Augen nicht widerstehen. Ich trage schon einen speziellen Tiefschutz, damit mich mein hormongesteuerter Körper nicht ungebührlich verrät. Das ist doch würdelos. Ich bin hier, weil mein Hausarzt meint, sie könnten mir helfen.“

Während meiner leicht entnervten Rede hat sie fleißig weiter Hieroglyphen auf ihren Block gemalt. Mit ihrer nächsten Frage scheint sie immer noch völlig unbeeindruckt und nur in die Vervollständigung ihrer Notizen vertieft.

„Bevorzugen sie einen bestimmten Typ bei den Frauen?“

Sie hat mich noch nicht einmal richtig angesehen. Ich glaube, sie finde ihren Job langweilig. Genauso langweilig wie ich sie finde. An einen Erfolg dieser Unterredung kann ich nicht mehr glauben. Aus reiner Höflichkeit beantworte ich ihre Frage.

„Nein, ich habe keinen Typ. Jung, alt, dick, dünn, es ist immer dasselbe.“

„Sind sie verheiratet oder haben sie eine Freundin?“

„Ja wie denn? Bevor es so weit kommt, haben sich doch längst alle angeekelt davon gemacht. Die Frau eines ehemaligen Freundes hat mal gesagt: <Dem läuft der Sabber schon aus dem Maul, wenn er eine Frau nur ansieht>.“

Meine Stimme klingt jetzt schon etwas schrill. Das bringt hier nichts. Ich will gerade aufstehen, um die Sitzung zu beenden, da nagelt ihre nächste Frage mich wieder fest auf den Stuhl.

„Haben sie diese Fantasien auch jetzt?“

„Nnein?!“

Ich bin tatsächlich überrascht. Ich kann mich ganz normal mit ihr unterhalten. Liegt es daran, dass ich sie für ein Neutrum halte? Oder ist das ein gutes Zeichen? Wirkt schon etwas von den seltsamen Methoden, die man ihr nachsagt?

Ihre Ermittlungen gehen jedenfalls weiter mit Fragen wie: haben sie ihre Mutter geliebt, sind sie Einzelkind, wie lange wurden sie gestillt, usw.

Es sind zum Teil sehr intime Sachen. Aber auch Fragen zu meinem Alter, meinen Gewohnheiten, meinem Beruf und so weiter.

Ich bin immer noch etwas konsterniert, lasse mich einfach darauf ein und antworte spontan, ohne groß nachzudenken.

Aus heiterem Himmel kommt die Frage, die ich heimlich befürchtet habe:

„Wie genau muss ich mir ihre Fantasien vorstellen?“

„Das ist mir peinlich. Darüber möchte ich nicht reden.“

Zum ersten Mal sieht sie mich direkt an. Der Blick aus ihren grauen Augen ist stahlhart. Einschüchternd! Volle zwei Sekunden lang fixiert sie mich stumm. Dann senkt sie die Augen wieder auf ihren Block und sagt leise:

„Erzählen sie!“

Fast gegen meinen Willen kommen die Worte aus meinem Mund. Rückhaltlos offenbare ich ihr die lustvollen Wunschvorstellungen. Erkläre bis ins Detail, wie meine Gedanken bei bestimmten Situationen geradezu explodieren. Wie ich die Frauen mit den Augen genussvoll verschlinge. Was dabei in meinem Kopf abgeht und dass ich mich nicht dagegen wehren kann. Nach einer Weile stelle ich fest, dass mir die Worte immer leichter über die Zunge gehen. So lange habe ich mich aus Scham dagegen verschlossen. Nun stelle ich überrascht fest, dass mich das Reden darüber entspannt.

Unvermittelt unterbricht sie mich mit der Frage:

„Haben sie schon mal versucht, ihre wollüstigen Fantasien in die Tat umzusetzen?“

„Um Himmels Willen nein! Ich habe nie das Gefühl gehabt, dass eine Frau mitgemacht hätte. Ich bin doch kein Vergewaltiger.“

Abrupt klappt sie ihren Block zu. Sie erhebt sich, um den Raum zu verlassen. Über die Schulter sagt sie noch:

„Wir sehen uns wieder in 14 Tagen, Herr Spannerjahn.“

Bedeppert sitze ich noch eine Weile auf meinem Stuhl. Das war's? Hat mich das nun weitergebracht? Erstaunt stelle ich fest, dass ich 40 Minuten lang fast ununterbrochen über mein Problem geredet habe.

Heute am Mittwoch besuche ich, wie jede Woche, mein Stammlokal. Das ist eine Männerkneipe. Hier kann ich mich in Ruhe mit den anderen Typen unterhalten, die auch kein Familienleben haben. Frauen verirren sich eigentlich nie hierher.

Daher bin ich überrascht – sogar ein wenig entrüstet – das am Ende des Tresens eine Frau sitzt. Und was für eine. Das ist ja ein Superweib.

Ihre brünette, kaum zu bändigende Mähne umrahmt ein Gesicht, an dem man sich nicht sattsehen kann.

Und erst die Figur! Das knallrote Kleid, hochgeschlossen, aber enganliegend, erweckt den Eindruck, als ob es diesem perfekten Körper kaum gerecht werden kann.

Die übrigen Männer in der Kneipe starren sie mehr oder weniger unverholen an.

Seit ich die Tür hinter mir geschlossen habe, sieht sie mich an.

Oder doch nicht?

Sie sieht doch eindeutig in meine Richtung. Interessiert sie sich für mein T-Shirt? für meine Hose?

Ich fühle mich gemustert.

Wenn sie mit einem Lächeln und anschließendem Augenkontakt zu erkennen geben würde, dass ihr gefällt was sie sieht, wäre es nicht so peinlich. Stattdessen beugt sie sich vor, leckt sich die Lippen und fährt fort, meinen Körper mit den Augen abzutasten.

Muss ich mich drehen, damit sie mich auch von allen Seiten begutachten kann?

Nicht einmal wendet sie den Blick von mir. Die Gier in ihren Augen stößt mich ab.

Mein Gott, ist das peinlich. Die anderen Männer beobachten verwundert die Szene, bei der es nur zwei Akteure gibt.

Am liebsten würde ich mich auf der Stelle umdrehen und dieses unwürdige Schauspiel beenden. Aber schließlich bin ich ein Mann. So lasse ich mich doch nicht aus meiner Stammkneipe vertreiben.

Was will die Frau von mir? Noch nie wurde ich so angesehen.

Den Blick fest auf ihre Augen gerichtet, versuche ich einen Blickkontakt zu erzwingen.

Die Lüsterheit in ihren Blicken gibt mir das Gefühl, als ob ich mich im Nähertreten gegen einen zähen Dunst durchsetzen müsse. Gegen mein Gefühl zwingt mich Schritt für Schritt näher. Für dieses Verhalten werde ich eine Erklärung verlangen.

Es trifft mich wie ein Schlag, als ich sie erkenne. Nur an den Abmessungen ihres Gesichtes. Ich muss wohl ein biometrisches Talent haben, denn diese Frau hat aber auch gar nichts von einer grauen Maus.

„Guten Abend Frau Dr. Aschmatt. Was soll das hier?“

Endlich blickt sie mir in die Augen, lächelt freundlich. Mit einem Mal sind meine unbehaglichen Gefühle wie weggeblasen. Ich fühle, wie sich auch mein Gesicht zu einem Lächeln entspannt.

Sie nickt mir zu.

„Hallo Herr Spannerjahn. Keine Sorge, ihr Problem kriegen wir wieder hin.“

* * *

Herrenabend

von Karl Kieser

Meinem Freund geht es nicht gut. Am Telefon macht er einen trübsinnigen Eindruck. Er leidet wohl immer noch. Seit dem Tod seiner angetrauten Giesela habe ich ihn nicht mehr fröhlich erlebt.

Es wird Zeit für einen Herrenabend.

Die Runde ist sehr überschaubar. Viel ist nicht mehr übrig von dem alten Freundeskreis. Es hätte noch einer mehr sein können, aber Horst traut sich nur noch im Notfall aus seiner Höhle. So sind wir beiden Alten allein. Ein kurzer Spaziergang wird uns guttun. Dabei kommen wir ins Erzählen. Natürlich über die glorreiche Vergangenheit. Es gibt kein ergiebigeres Thema.

Wenn es um die Zeit geht, in der unsere Generation aufgewachsen ist und sich ihr Leben aufgebaut hat, bin ich immer euphorisch. Okay, die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit war kein Honigschlecken. Aber auf dem Lande, und als Kind, habe ich wenig davon mitgekriegt.

Aber dann, nur wenige Jahre später ging es doch mit Schwung aufwärts. Von Jahr zu Jahr wurde es besser. Wenn ich an alle die Erfindungen und Errungenschaften denke, die meine Lebenszeit begleitet haben, dann bin ich immer wieder begeistert. Dazu noch die deutsche Wiedervereinigung und der Zusammenbruch der UdSSR. Und auch, weil unsere Lebensperspektive über viele Jahre durchgehend positiv war. Franz kennt das schon. Ich muss das bei jeder Gelegenheit loswerden. So auch, während wir jetzt durch die Straßen trotten:

„Wir leben doch in einer fantastischen Zeit.“

„Haben gelebt,“ knurrt Franz.

Einen Augenblick lang bin ich verwundert. Dann glaube ich zu wissen, was er meint. „Na schön, mit uns ist nicht mehr viel los. Aber ist das ein Grund die Ohren hängen zu lassen?“

Franz schüttelt den Kopf. „Nicht wegen unseres Alters. Die aktuelle Zeit ist nicht mehr fantastisch.“

„Du meinst, früher war mehr Lametta?“

„Ach, lass doch den Quatsch. Tu nicht so, als ob du nicht wüsstest, was ich meine.“

Meine Aufmunterungsversuche sind bisher nicht gerade erfolgreich. Aber so muffig habe ich den Franz schon lange nicht mehr erlebt. Ich versuche es nochmal.

„Ich will dir doch nur vor Augen halten, dass all die beeindruckenden Dinge, die uns umgeben, von unserer Generation erfunden, kreiert, erschaffen wurden. Wir sind ein Teil davon. Macht dich das nicht stolz?“

„Also, ich habe nichts erfunden. Und deine einzige Erfindung ist über die Phase der Idee nicht hinausgekommen“

Ich weiß, worauf er anspielt. Ja, eine gute Idee reicht nicht. Es braucht auch die Mittel und die Durchsetzungskraft, um sie umzusetzen.

„Mein lieber Franz, jetzt lassen wir das mal beiseite und nehmen zum Beispiel die Medizin:

Elektronenmikroskop, Mikrobiologie, Ultraschall, CT und MRT, Narkosemittel, Prothesen, Transplantationen, alles aus unserer Zeit.“

„Na und, was habe ich davon?“

„Na, ohne diese Fortschritte hättest du schon deinen ersten Herzinfarkt nicht überlebt. Du kannst von Glück sagen, dass der Schrittmacher dich jetzt auf Trab hält. Und ohne deine neue Hüfte wäre es nix mehr mit Spaziergehen.“

Diese Fakten kann Franz nicht leugnen. Ich kann aber sehen, dass er nach einem Ausweg sucht. In seiner Stimmung kann er mir nicht einfach so recht geben. Nur Sekunden später ist ihm etwas eingefallen, das er mir nun brummend unter die Nase reibt.

„Und wohin hat uns das gebracht? Bei meiner Geburt waren wir noch überschaubare 2,5 Milliarden. Nach gerade mal 80 Jahren sind es nun 7,6 Milliarden. Dreimal so viel. Wo soll das denn enden?“

„Bravo! Du hast also doch noch ein Haar in der Suppe gefunden. Und zu deiner Frage: es geht ja nicht so weiter. Der Bevölkerungszuwachs wird schon seit Jahren weniger. Das wird sich regulieren. Ich bin mir da sicher.

Der Verkehr ist noch so ein schönes Beispiel. Jahrtausende lang sind wir zu Fuß unterwegs gewesen. Sehr viel später dann zu Pferd oder per Kutsche auf staubigen Wegen. Und jetzt sieh dich mal um. In einer perfekten Infrastruktur tummeln sich Massenverkehrsmittel wie U-Bahn, Straßenbahn, Schnellzüge, Flugzeuge, Schiffe, Busse. Daneben Autos in allen Variationen. Inzwischen schon viele elektrisch angetriebene Fahrzeuge. Bis auf ein paar Vorläufer alles aus unserer Zeit. Sogar bis zum Mond haben wir es schon geschafft. Und alle paar Monate in den Orbit zur ISS für den Personalaustausch. Findest du das etwa nicht großartig?“

Franz hat schon eine Weile sein graues Haupt geschüttelt. Er will sich offenbar noch nicht geschlagen geben.

„Du hast, wie immer, die rosarote Brille auf. Deine glänzende Infrastruktur ist weitgehend marode. Land und Kommunen kommen mit den Reparaturen nicht mehr hinterher. Die Verkehrsmittel verpesten die Luft. Viele Städte müssen die Notbremse ziehen. Sieh dir doch die Blechlawinen an. Rund um die Uhr, und das nicht nur hier bei uns, sondern weltweit.“

Ich muss ihm schon ein wenig recht geben. Schließlich machen wir alle diese Erfahrungen. Aber mir geht es um Höheres: um die frappierende technische Entwicklung in nur wenigen Jahren. Ich war ja dabei, habe vieles fast von Anfang an miterlebt. Ein wenig von meiner Begeisterung muss doch auf ihn abfärben. Ich versuche es mal mit einem anderen Bereich.

„Na gut, der Straßenverkehr ist manchmal schon nervig. Aber was ist mit der Entwicklung der Maschinen. Mit der Dampfmaschine ging es los. Dann der Verbrennungsmotor und schließlich der Elektromotor. Der sorgt inzwischen in endlos vielen Geräten dafür, dass unsere begrenzte menschliche Kraft auf Knopfdruck beliebig verstärkt wird. In Verbindung mit Computertechnik und künstlicher Intelligenz haben wir jetzt schon lernfähige Systeme. Bald wird es intelligente, humanoide Roboter geben, die vielleicht sogar einmal unsere Pflege übernehmen werden. Das sind doch glänzende Aussichten. Ich freue mich auf die Zukunft.“

Franz ist stehen geblieben. Er sieht nicht begeistert aus. Ungeduldig hat er schon eine Weile mit den Händen gewedelt. Er hätte mich schon längst unterbrochen, wenn er nicht ein so höflicher Mensch wäre.

„Wie kannst du mit deinem technischen Verständnis nur so ignorant sein. Der Strom für die vielen Geräte kommt doch nicht wie durch Zauberhand aus der Steckdose. Dahinter stecken Kraftwerke, die Ressourcen verbrauchen und die Luft verschmutzen. Und komm mir nicht mit erneuerbaren Energien. Es sind wahrscheinlich die gleichen Leute, die nicht nur die Atomenergie verteufeln, sondern sich auch hinter Bürgerinitiativen gegen Windkraft verstecken. Und glaub nur nicht, dass auch nur einer freiwillig seinen lieb gewonnenen Komfort aufgibt. Unser Strom ist jetzt schon teuer. Diese Kosten werden weiter steigen. Alternative Energie gibt es nicht umsonst. Unser Strombedarf steigt ohnehin laufend und wenn einmal alle die angekündigten Elektroautos am Netz hängen, wird es erst richtig krachen.“

Da hat er nicht unrecht. Ich habe selbst schon darüber nachgedacht. Wenn wirklich einmal Elektroautos unser Straßenbild beherrschen sollten, würde der Strombedarf gewaltig ansteigen. Mag sein, dass eine zentralisierte Stromerzeugung in Kraftwerken effektiver und besser ist für die Umwelt als die Millionen von einzelnen Verbrennungsmotoren. Trotzdem habe ich diese Überlegungen gleich wieder beiseitegeschoben. Für eine massive Invasion von Elektroautos fehlt nicht nur der Strom, sondern auch die Infrastruktur. Klammheimlich hoffe ich drauf, dass man endlich die Kernfusion in den Griff kriegt und dadurch das Energieproblem endgültig gelöst wird. Aber das ist ein anderes Thema.

Bei meinem Franz versuche ich es jetzt mal anders, bevor er mir völlig aus dem Ruder läuft.

„Du hast ja so recht, lieber Franz. Viele Segnungen der Technik haben uns einfach überrollt. Natürlich gibt es dabei auch Probleme. Unsere Spezies ist aber sehr erfinderisch. Ich bin zuversichtlich, dass wir letztlich mit allen Schwierigkeiten klarkommen.“

Eigentlich geht es mir auch mehr um den Zeitgeist in unseren früheren Jahren. Was war das für eine großartige Zeit. Fortschritte auf allen Gebieten. Von Jahr zu Jahr ging es uns besser. Alles war möglich. Dass die Welt mindestens einmal am Abgrund gestanden hat, haben wir gar nicht richtig mitgekriegt. Umweltschutz war was für grüne Spinner. Klimawandel, Artenschutz, Schmelzen der Polkappen, Ressourcenknappheit, Nachhaltigkeit, alles kein Thema.“

„Das ist ja das Problem. Wir hatten eben keine Ahnung. Wir haben den Planeten geplündert, als ob es kein Morgen gäbe. Und das machen wir immer noch. Übrigens, Mahner hat es auch damals schon gegeben. Nur hat niemand sie ernst genommen. Außerdem hast Du die Ölkrise in den 70ern vergessen.“

„Richtig, stimmt ja. Ich hatte gerade gebaut, natürlich mit Ölheizung. Kurzzeitig sah es so aus, als ob bald Schluss wäre mit Öl. Du erinnerst dich sicher auch noch an die autofreien Sonntage. Das war tatsächlich der erste Schock.“

„Du hast dir deinen Optimismus vielleicht bis jetzt retten können. Das heißt aber nichts anderes, als dass du immer noch keine Ahnung hast. Und dass, obwohl heute

wirklich jeder wissen könnte von den Problemen, die wir selbst angerichtet haben: Klimawandel, Luftverschmutzung, Plastikschwemme, Massentierhaltung verbunden mit der Überdüngung der Anbauflächen, Insektensterben, Nuklearwahnsinn. Ich muss ja nicht mehr lange, aber ich mache mir Sorgen wegen meiner Enkel.“

„Ach Franz, manchmal glaube ich, dass ein positives Weltbild etwas mit dem Alter zu tun hat. Frag mal deine Enkel nach ihren Ängsten. Die fallen vermutlich aus allen Wolken, wenn sie hören, worüber du dich aufregst.“

„Und was ist mit *Fridays for Future*? Endlich mischt sich die Jugend ein. Gut so! Es ist schließlich ihre Zukunft.“

Sehr erfolgreich war ich bisher nicht bei meinen Bemühungen, Franzens Stimmung aufzuhellen. Brauchen wir ein anderes Thema? Während ich noch überlege, hat Franz mich lächelnd beobachtet. Jetzt meldet er sich mit erstaunlich friedlichem Tonfall:

„Ich weiß ja, dass du dich um meine Gemütslage sorgst. Das tut mir auch gut, alter Freund. Also komm, kehren wir um. Zu Hause habe ich einen leckeren Marillenschnaps. Dabei können wir ganz genüsslich unsere längst vergangenen Heldentaten ausgraben.“

* * *

Eine krasse Fehlentscheidung

von Karl Kieser

„Was? Sag, dass das nicht wahr ist. Du willst mich doch nur erschrecken.“

Tim starrt seinen Freund Ali mit einer Mischung aus Unglauben und Entsetzen an. Und natürlich erinnert er sich sofort an die anderen Gelegenheiten, bei denen er Ali von Fehlentscheidungen hatte abhalten müssen.

Die beiden kennen sich seit dem ersten Schultag, als sie zufällig als Sitznachbarn in derselben Schulbank landeten. Ali war schon damals ein sehr robuster Typ. Tim dagegen schwächling, eher vom Typ Bücherwurm und musste schon eine Brille tragen.

Erstaunlicherweise kamen die beiden Jungen gut miteinander aus und waren bald unzertrennlich. Ihre Freundschaft hatte selbst die schulische Trennung überdauert, denn Tim war nach der 4.Klasse aufs Gymnasium gewechselt.

Natürlich hatten sich über die Jahre unterschiedliche Interessen bei den Jungen entwickelt und auch durch die Pubertät wurden neue Lieben erschlossen. Ihre Freundschaft, die auf ein tief verwurzeltetes Vertrauen zueinander beruht, wurde davon nicht berührt.

Was Ali ihm nun aber zögernd mitgeteilt hat, will Tim einfach nicht glauben. Ali hat einen bitteren Zug um den Mund, als er nun leise antwortet.

„Glaube mir, ich habe lange darüber nachgedacht. Ich muss meinem Leben eine neue Perspektive geben.“

Tim kennt seinen Freund lange genug. Er weiß, dass er es ernst meint. Er fühlt schon die beginnende Panik in sich aufsteigen. Innerlich ruft er sich zur Ordnung: reiß dich zusammen, du musst ihn davon abbringen.

„Was redest du denn da. Wieso brauchst du eine neue Perspektive? Das ist doch Schwachsinn! Du bist doch überhaupt nicht religiös.“

Beide Jungen sind nun 18 Jahre alt. Tim hat gerade sein Abitur geschafft und bereitet sich auf sein erstes Studienjahr vor. Ali hat seine Lehre als Automechaniker abgeschlossen und verdient schon gutes Geld. Er wirkt älter und würde auch für Anfang bis Mitte 20 durchgehen.

Seine Eltern hatten die Türkei verlassen in der Erkenntnis, in ihrem damaligen Umfeld nicht glücklich werden zu können. Alis Vater ist Christ, seine Mutter Muslima. Die Familien von beiden Seiten lehnten die Verbindung ab und tyrannisierten das junge Paar.

Beide legten keinen Wert auf ein religiöses Leben. Sie waren sich sicher, dass ihre Liebe alle trennenden Traditionen überwinden würden. Im liberalen Deutschland erhofften sie für sich ein freies, selbstbestimmtes Leben.

Alis Vater hatte als Zahnarzt in seiner kleinen Praxis gut verdient. In Deutschland wird seine Ausbildung nicht anerkannt. Hier muss er sich mit Hilfsarbeiten in einem Dentallabor durchschlagen. Das finanzielle Polster ist bald aufgezehrt. Sie müssen eine billige Wohnung in einem heruntergekommenen Viertel mit hohem Ausländeranteil akzeptieren. Der gesellschaftliche Abstieg beginnt.

Die überwiegend türkischstämmigen Nachbarn in ihrem neuen Viertel lassen es vor allem Alis Vater spüren, wie ungeheuerlich die Anmaßung ist, als Christ eine Muslima zu heiraten. Für ihn wird das Leben immer unerträglicher. Seine Frau dagegen gerät immer mehr unter den Einfluss der Nachbarn. Es bricht ihm das Herz, als er erleben muss, wie aus seiner schönen, modern gekleideten Frau ein Wesen wird, das nur noch in Sackkleidern und Kopftuch herumläuft. Die Entfremdung des Ehepaares ist irgendwann unumkehrbar.

Ali leidet unter den zerrütteten Familienverhältnissen. Er will raus aus diesem Milieu. Er wirkt deprimiert, als er nun mit leiser Stimme antwortet:

„Das stimmt. Du weißt ja, dass wir in der Familie mit Religion nichts am Hut hatten. Offiziell bin ich weder Christ noch Moslem. Aber der Druck aus meiner Umgebung wird immer schlimmer.“

Das ging schon bei der Suche nach einer Lehrstelle los. Die deutschen Betriebe in der Umgebung haben alle abgewinkt. Mit Glück bin ich beim Autohaus Ützman gelandet. Dafür bin ich immer noch dankbar.“

Tims Bestürzung nimmt zu. Wenn Ali in dieser Stimmung ist, dann hat er sich schon in eine Überzeugung verbissen. Es wird schwer sein, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

„Du hast eine gute Ausbildung, verdienst gut, bist ein gutausssehender, gesunder Kerl. Was um alles in der Welt hat dich auf diese Idee gebracht?“

Ali sitzt ihm mit hängenden Schultern gegenüber. Er starrt vor sich auf den Boden. Seine Stimme ist immer noch leise.

„Du kannst Dir nicht vorstellen, wie meine Eltern miteinander umgehen. Sie reden nicht mehr. Mein Vater traut sich nur noch zur Arbeit aus dem Haus. Die Nachbarn behandeln ihn respektlos. Einmal ist er sogar verprügelt worden, weil er es gewagt hat, als Christ eine Muslima zu heiraten.“

„Das ist ja schrecklich. Hast du denn versucht, mit deinen Eltern zu reden? Wenn du von deinem Verdienst etwas beisteuerst müsste es doch reichen, in eine andere Gegend zu ziehen?“

Ali sieht ihm nun direkt in die Augen. Tim kann sehen, dass er um seine Fassung kämpft.

„Ich habe es versucht. Meine Mutter will nicht weg. Sie geht jetzt in die Moschee und erwartet das auch von mir.“

„Und Dein Vater, was sagt dein Vater dazu?“

Ali hat jetzt Tränen in den Augen, Tränen der Wut. Auch seine Stimme wird lauter. Steigert sich allmählich in einen grimmigen Zorn, als es nun aus ihm herausbricht.

„Der sagt ich muss selbst entscheiden, wie mein Leben sein soll. Er kommt nur noch zum Schlafen nach Hause. Der hat sich und seine Familie aufgegeben. Für mich hat er nicht einmal einen vernünftigen Rat. Ich verachte ihn.

Seit Monaten will ich weg, versuche eine eigene Bleibe zu finden. In einem anderem Viertel. Wenn ich mich vorstelle, ist die Wohnung immer schon vergeben. So ist es auch am Telefon, spätestens wenn ich meinen Namen nenne oder meine bisherige Wohnadresse. Die Deutschen wollen mich nicht. Und die Türken auch nicht.

Drei Freundinnen aus unserem Viertel haben mit mir Schluss gemacht. Nicht weil sie mich nicht mehr wollten, sondern weil ihre Familien mich wegen meiner Herkunft ablehnen. Keine will mehr mit mir zu tun haben.

Ich habe die Schnauze voll. Ich werde es allen zeigen!“

Ali hat sich bei den letzten Sätzen aufgerichtet. Seine Augen sind voll Zorn und unterdrücktem Leid. Tim weiß, wie die latent vorhandene Ablehnung gegen Fremde auf Ali wirkt. Das war schon in der Schule so. Seine Freundschaft und sein Einfluss haben oft genug helfen müssen, Ali mit seinem überschießenden Temperament vor unbedachten Aktionen zu bewahren.

Sein aktuelles Vorhaben geht aber weit darüber hinaus. In plötzlicher Klarheit wird es Tim bewusst: das wird Ali zerstören. Er ist doch überhaupt nicht der Typ für so etwas. Er ist jetzt nur verletzt und weiß nicht, wie er aus dieser bedrückenden Situation herauskommen soll. Mit seinem explosiven Wesen neigt er nun mal zu einer

brachialen Lösung.

Tim weiß, dass er vorsichtig sein muss, wenn er seinen Freund überzeugen will.

„O.k. ich habe verstanden, dass du sauer bist. Ich kann auch nachempfinden, dass du am liebsten um dich schlagen würdest. Aber beim IS mitzumachen ist doch eine Schnapsidee. Mit so einem Weltbild hast du doch überhaupt nichts zu tun.“

„Das ist mir scheißegal. Da bin ich wenigstens in einer Gemeinschaft, die mich akzeptiert. Und wenn ich zurückkomme, wird auch dieses Lumpenpack von Nachbarn den Hut vor mir ziehen.“

Tim ahnt, dass Ali in seiner jetzigen Stimmung für eine kühle Abwägung von Argumenten nicht zugänglich ist. Es muss schon viel an Abweisung und Demütigung auf ihn niedergegangen sein. Jetzt hat er wohl das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen und sehnt sich nach einem Befreiungsschlag.

„Ali, ich bitte dich. Denk nach! Die Ziele des IS haben doch mit dir nichts zu tun. Das sind Fanatiker, die sich einen Staat wünschen, der sein Volk zurück ins Mittelalter bringt. Du weißt doch sicher von den grausamen Methoden. Willst du dich daran beteiligen?“

„Das ist doch Quatsch. Natürlich sind in einem Krieg auch Bestrafungen nötig. Das ist doch hier auch so. Im Fernsehen werden uns nur die Gräueltaten gezeigt. Bilder, die sich nicht nachprüfen lassen. Alles Propaganda.“

Tim fühlt, wie ihm der Zugang zu seinem Freund entgleitet. Verzweifelt versucht er zu ihm durchzudringen.

„Mag sein. Trotzdem ist das eine Terrortruppe, die international bekämpft wird. Das kann nicht gut gehen.

Du hast gute Voraussetzungen für ein zufriedenes Leben. Vielleicht brauchst du wirklich nur einen Neuanfang in einer anderen Umgebung. Lass dir doch von mir bei der Wohnungssuche helfen. Die Menschen haben nun mal Vorurteile. Wenn sie dich näher kennen würden, wäre alles kein Problem.“

Ali hat sich zu seiner vollen Größe aufgerichtet. Er wirkt abweisend, als er nun antwortet.

„Nein, ich will mich nicht hinter dir verstecken. Wer mich nicht so nimmt wie ich bin, mit dem will ich auch nichts zu tun haben.“

Tim muss sich eingestehen, dass seine Argumente den Freund nicht überzeugen konnten. Das wird ganz deutlich, als Ali nun im Weggehen anfügt:

„Es war ein Fehler, dir von meinen Plänen zu erzählen. Ich kann nur hoffen, dass Du mich nicht verrätst.“

Tim fühlt sich hilflos. Entmutigt ruft er ihm nach:

„Du weißt, dass ich dein Freund bin. **Ich** will dir bestimmt nicht schaden. Ich bitte Dich inständig, denk noch einmal darüber nach.“

Ratlos fragt er sich, ob er jemanden über Alis Plan informieren müsste. Dieser Verrat würde ihrer Freundschaft sicher schaden. Aber könnte das Ali wirklich dauerhaft von

seinem verhängnisvollen Vorhaben abhalten?

Tim entscheidet sich dafür, zunächst gute Argumente zu sammeln und morgen nochmal ein Gespräch zu suchen.

Am nächsten Tag ist Ali nicht aufzufinden. Er meldet sich auch nicht auf seinem Handy. Ali ist weg.

Niemand aus seinem Umfeld kann sich das erklären.

Tim ist deprimiert. Niemals hätte er damit gerechnet, dass Ali sich in seiner Verbitterung so schnell von seinem bisherigen Leben und auch von ihm selbst abwenden würde.

* * *

Der Kern aller Dinge

von Karl Kieser

Molli war eindeutig ein kleiner Held, für mich allemal.

Wir sind gemeinsam auf dem Land groß geworden, zu einer Zeit, als Autos noch nicht überall herumstanden. Anfangs konnte er seinen Knochen noch mitten auf der Dorfstraße knabbern. Wenn wirklich mal ein Auto auftauchte, dann hatte der Fahrer auch noch die Muße, so lange zu warten, bis Molli sich und seinen Knochen ein paar Meter zur Seite räumte. Als kluger Hund hat er diese Notwendigkeit auch eingesehen. Trotzdem hat er ein gestörtes Verhältnis zu den lärmenden Vehikeln entwickelt. Vielleicht auch deswegen, weil ihm beim Mitfahren regelmäßig schlecht wurde.

Ja, Molli war ein Hund, aber vor allem war er mein Freund!

Es muss einer meiner allerersten Schultage gewesen sein. Bei meiner Rückkehr saß mein Vater noch beim Mittagessen am Küchentisch. Mit einem freundlichen Lächeln - das kam nicht oft vor – gab er mir den Auftrag, doch mal hinter dem Ofen nachzusehen.

Unsere Küche wurde beherrscht von einem großen Kohlenherd. An der linken Seite war eine Nische, der Platz für die Kohlenschütte. Ganz hinten in der dunklen Nische konnte ich einen Pappkarton erkennen. Ich hatte wirklich keine Ahnung was mich dort erwarten könnte. Erst nachdem ich ganz in die Nische hineingekrochen war, konnte ich in dem mit Zeitungspapier ausgepolsterten Karton ein molliges Fellbündel erkennen. Vorwiegend schwarz mit einem weißen Fleck auf der Brust und braunen Pfoten.

„Für mich? Wirklich für mich?“

Ich konnte mein Glück kaum fassen. Der Name für diesen neuen Familienzuwachs war für mich keine Frage und dabei ist es geblieben. Nur als Spielkamerad taugte der

Winzling noch nicht. Die Mutter, ein großer Foxterrier kam mehrmals täglich auch zu uns, um ihren Nachwuchs zu säugen, der – reichlich früh - schon in der Nachbarschaft verteilt war.

Mit seiner Mutter hatte Molli absolut keine Ähnlichkeit. Es wurde nie geklärt, wer der Vater hätte sein können. Es wird ein Spitz gewesen sein.

Nachdem die Hündin ihre Besuche eingestellt hatte, war ich der alleinige Verantwortliche für meinen neuen Freund. Molli war zum Glück mit einer äußerst robusten Gesundheit gesegnet. Sein Magen hat einfach alles vertragen, was auch mir vorgesetzt wurde. Nur bei den Kartoffeln hat er sich geziert und sie so lange herumgewälzt, bis auch das letzte bisschen Soße abgeschleckt war.

Molli wurde viel schneller erwachsen als ich. Nach wenigen Jahren hat er eher auf mich aufgepasst als umgekehrt. Natürlich waren wir unzertrennlich. Nur während meiner Schulstunden fand er die Zeit, sich seinen eigenen Interessen zu widmen. Wenn nichts Interessantes anstand, hat er mich aber auch dort besucht. Nicht nur auf dem Schulhof, wo er sich mit vollem Körpereinsatz an unseren Ballspielen beteiligt hat. Wenn es in meinem Klassenzimmer an der Tür gekratzt hat wussten alle, dass Molli Sehnsucht nach mir hat. Manchmal durfte er herein. Dann hat er sich nur ruhig neben meine Bank gelegt, den Kopf auf den Vorderpfoten.

Mollis Bedürfnis mit mir zusammen zu sein, hat den kleinen Jungen manchmal auch in Verlegenheit gebracht. Während meiner Zeit als Messdiener gab es für ihn natürlich absolute Tabuzonen. Eigentlich hat er das auch gewusst. Manchmal muss es ihm aber entfallen sein. Dann hat er sich vor der Kirchentür aufgebaut und auf Nachzügler gewartet. Wenn die ihm eine Chance gegeben haben, ist er mit hineingeschlüpft und hat nach mir gesucht.

Einmal hat er genau den heiligsten Moment abgewartet. In der Stille während der Eucharistie habe ich schon das Tapp Tapp gehört, als er durch den Mittelgang, von niemandem behelligt, zielstrebig bis in den Altarraum marschiert ist. Dort hat er sich dann mit großer Selbstverständlichkeit neben den knieenden Ministranten gesetzt. Mit hochroten Ohren habe ich ihm zugezischt, sich um Himmels willen ordentlich zu benehmen. Gemeinsam haben wir andächtig die Wandlung des Abendmals abgewartet. Interessiert aber gelassen hat mein Freund zugesehen, wie ich dabei zu den richtigen Zeitpunkten mit den Schellen geläutet habe.

Nicht alle aus der Kirchengemeinde, eigentlich gewöhnt an Mollis gelegentlicher Vergesslichkeit, hat das amüsiert. Auch ich fand das damals nicht spaßig und hatte ein ernstes Gespräch mit meinem Freund.

Als Kind habe ich Mollis Freundschaft, ja Liebe, als selbstverständlich hingenommen. Wir waren halt ein gutes Team und konnten uns aufeinander verlassen. Da wir ständig zusammen waren, hat er mich überallhin begleitet. Wir wurden im Dorf selten allein gesehen.

Im Sommer beim Baden in einem der kleinen Seen meiner Heimat, im Winter beim Eishockey, war sein Platz bei meinen Kleidern. Niemand konnte es wagen, meinen Sachen zu nahe zu kommen. Beim Eishockey hat er manchmal versucht, mitzumachen. Aber das Eis war ihm nicht geheuer und ich hatte auch Angst, dass wir Kinder ihn mit unseren Schlittschuhen verletzen könnten. Also hat er stundenlang, zitternd auf meinem Mantel ausgehalten.

Molli war nicht groß, aber mutig. Wenn er herausgefordert wurde, hat sich auch mit größeren Hunden angelegt. Meistens hat er sich gut geschlagen.

Ich habe das Bild noch vor Augen, wie er steifbeinig auf den jeweiligen Widersacher zugestakst ist, die Lippen hochgezogen um das mäßig eindrucksvolle Gebiss freizulegen, die Nackenhaare aufgerichtet, die Ohren angelegt, um sich dann unvermittelt mit aller Kraft in den Kampf zu stürzen.

Nicht weit von unserem Zuhause lebte ein großer Schäferhund. Der hat seinen Hof eigentlich selten verlassen. Einmal ist Molli ihm doch über den Weg gelaufen. Vielleicht wollte er dem großen Rüden in bewährter Manier den Schneid abkaufen. Doch diesmal wurde er furchtbar verprügelt. Zukünftig hat er zur Sicherheit immer die Straßenseite gewechselt, wenn wir an diesem Hofort vorbeigekommen sind. Von seinen Wunden hat er nie ein Aufhebens gemacht. Einen Tierarzt hat er nicht kennengelernt.

Ich habe recht spät das Schwimmen gelernt. Meine Angst vor tiefem Wasser habe ich auch nur durch den Beistand meines Freundes verloren.

Am Ufer unseres Badesees lag ein riesiger Findling, der mit seiner schräg geneigten Seite etwa 1,5 Meter weit ins tiefe Wasser hineinragte. Dieser große Brocken, den die letzte Eiszeit dorthin gerollt hatte, war glattgeschliffen und vor allem in Wassernähe bemoost und äußerst glitschig. Ich hatte mich darauf gehockt, um den größeren Kindern beim Schwimmen zuzusehen.

Irgendwie bin ich ins Rutschen gekommen. Von allen unbemerkt habe ich mich plötzlich unter Wasser wiedergefunden. Nur Molli, der wie üblich die Wache bei meinen Kleidern übernommen hatte, muss mich im Auge behalten haben. Sofort ist er laut bellend losgesprintet und von der Böschung ins Wasser gesprungen. Als ich strampelnd wieder hochkam, war mein Hund neben mir. Er sah die Panik in meinen Augen und schrie mich an. Ich habe sofort verstanden, dass ich es ihm einfach nachmachen soll. Die unmittelbare Nähe des vertrauten Freundes brachte etwas Vernunft in meine Gedanken. Und siehe da, der Hundestil hat mich tatsächlich an der Oberfläche gehalten. Gemeinsam haben wir die zwei Meter bis zur Uferböschung überwunden.

Wieder an Land benahm sich mein Hund ganz närrisch. Er sprang um mich herum und konnte sich kaum lassen vor Freude. Wir wussten beide, dass er mir gerade das Leben gerettet hatte. Vermutlich wären wir gemeinsam ertrunken, wenn ich versucht hätte, mich an ihm festzuhalten.

Molli hasste Autos und alles was damit zusammenhing. Bei einigen seiner Intimfeinde hat er sogar versucht, in die rollenden Reifen zu beißen. Eine Mitfahrt hat er nur aus Liebe zu mir auf sich genommen denn die unausweichliche Übelkeit konnte er nur auf kurzen Strecken kontrollieren.

Bevor die Familie am Sonntag zum Verwandtenbesuch aufgebrochen ist, war es meine Aufgabe, ihn zu überzeugen, zurückzubleiben.

Da saß er dann traurig in unserer Einfahrt, während ich auf der Rücksitzbank kniete um durch die Heckscheibe so lange wie möglich beschwörenden Blickkontakt zu halten.

Oft genug hielt er es nach der ersten Kurve nicht mehr aus. Sobald das Auto außer Sicht war, preschte er los.

Mir blutete das Herz, wenn ich ihn auf längeren Geraden in der Ferne auftauchen

sah. Mit fliegenden Ohren versuchte er, im gestreckten Galopp die Verbindung zu mir nicht abreißen zu lassen.

Nach gut zwei Kilometern gab es einen Punkt der Entscheidung. Wenn er es bis dahin geschafft hatte, in Sichtweite zu bleiben, dann hatte mein Vater meist ein Einsehen.

„Ich sehe ihn, ich sehe ihn. Da kommt er.“

Das Auto rollte an den Straßenrand. Molli hetzte um die letzte Kurve und sprang abgekämpft aber glücklich in meine Arme.

Im Laufe der späteren Jahre war unser Verhältnis nicht mehr so innig. Die Pubertät hat andere Lieben erschlossen. Es kam immer häufiger vor, dass ich für meinen besten Freund keine Zeit hatte. Er dagegen hat mich nie verraten. Für ihn war ich immer die Nummer eins.

Alleingelassen wurde sein Zorn auf Autos allmählich pathologisch. Sie waren letztlich sein Verhängnis. Vielleicht war er im Alter auch einfach nicht mehr schnell genug. Als er starb war ich nicht bei ihm. Das war der letzte Verrat an meinem treuen Gefährten.

Jetzt, so kurz vor dem eigenen Ende denke ich wieder an ihn. Ob es ein Wiedersehen gibt? Ich wünsche es mir. Er wird mir sicher verzeihen.

Ich bin so müde. Es ist auch genug. Ich schließe die Augen, endgültig. Lasse mich sinken. Tiefer, tiefer in eine neue ... Dimension?

Hier ist doch nichts. Müssen Hunde etwa draußen bleiben?

Nur ein schwarzer Punkt vor einem diffusen Horizont.

Der Punkt wird größer, kommt schnell näher. Jetzt kann ich auch den weißen Fleck erkennen.

Ist er das wirklich?

Er ist im vollen Lauf. Seine Ohren fliegen. Er springt ... in meine Arme. Ich fühle seine Zunge in meinem Gesicht, sehe in seine lachenden braunen Augen.

Wir sind glücklich.

* * *

Der Leseabend

von Karl Kieser

Was zum Teufel treibt die da oben?

Dieser Altbau ist wirklich nicht hellhörig. Normalerweise höre ich absolut nichts von meinen Nachbarn. Auch nicht von der Neuen, die vor ein paar Wochen über mir eingezogen ist. Eine junge Frau, die ich bisher nur zwei – dreimal gesehen habe.

Jetzt wieder. Ein Rumpeln und Stampfen, das ganz ungewöhnlich ist. Stellt sie die Möbel um? Das hätte ich dem zarten Persönchen gar nicht zugetraut. Sie muss sich ein paar Berserker fürs Grobe eingeladen haben.

Ich bemerke, dass ich mich in meinem Sessel vorgeneigt habe. Das Buch ist mir auf die Knie gesunken. Den Kopf zur Seite geneigt, versuche ich die Geräusche von dort oben zu identifizieren.

Ruhe.

Schrank und Sofa haben anscheinend endlich einen dauerhaften Platz gefunden.

Ich kuschele mich wieder in meinen bequemen Sessel. Das Buch kommt wieder in Leseposition.

Ich liebe es, ein verregnetes Wochenende mit einem guten Buch in meiner gemütlichen Wohnung zu verbringen. Der warme Schein der Leselampe über dem Sessel hat, wie ein kleines Zelt, die Dunkelheit um mich herum ausgeschlossen. Von draußen trommelt der Regen an die Fensterscheiben. Hier drinnen umschmeicheln mich ruhige Melodien aus dem ganz leise gedrehten Radio.

Wäre ich eine Katze, würde ich jetzt schnurren.

Da, es geht schon wieder los. Stampfen. Rhythmisch. Das sind doch keine Schritte. Hoppst da etwas Schwergewichtiges über den Boden?

Das Buch ist wieder auf meinen Knien. Mit geneigtem Kopf ist das gute Ohr zur Decke gerichtet. Was steckt nur hinter diesen rätselhaften Geräuschen?

Jetzt kann ich auch menschliche Stimmen unterscheiden und die hören sich nicht friedlich an. Sollte ich das ignorieren? Darf ich das ignorieren? Braucht sie vielleicht Hilfe?

Jetzt bin ich doch alarmiert. Es hält mich nicht mehr in meinem Sessel. Unschlüssig, das Buch noch in den Händen, stehe ich im Halbdunkel meines Wohnzimmers. Alles in mir sträubt sich dagegen, Mitbewohner zu belästigen. Ich kenne die neue Mieterin doch gar nicht. Andererseits funktioniert die Hausgemeinschaft. Man achtet aufeinander, jedoch ohne sich ungebührlich einzumischen.

So ein bisschen Krach ist doch kein Grund die Polizei zu benachrichtigen. Was sollte ich denen auch erzählen? Und was für einen Eindruck würde „das Haus“ von mir haben, wenn ich bei den ersten nicht identifizierbaren Geräuschen gleich die Polizei alarmiere?

Es ist schon wieder vorbei.

Kein Laut mehr. Absolute Ruhe. Mich macht das eher noch unruhiger. Ist da oben unter dem Dach etwas Schlimmes passiert? Müsste ich dem nachgehen?

Nach einer Weile dringen die sanften Klänge aus meinem Radio wieder in mein Bewusstsein. Ich bemerke auch meinen Puls, der sich gerade wieder beruhigt.

Meine Hirngespinnste, die in Richtung Mord und Totschlag zielten, hatten sich schon zu einer steilen Klippe aufgetürmt. Die wird nun allmählich wieder eingeebnet.

Alles ist friedlich. Mach dir keine Sorgen.

Die heimelige Umgebung meines Wohnzimmers lockt mich wieder zurück in die kuschelige Lesestimmung. Mein Gewissen, und meine zum Helfersyndrom neigende Einstellung, halten mich noch ein Weilchen sensibilisiert für die Geräusche aus der obersten Etage. Es bleibt alles ruhig.

Nach einigem Zögern hat mein Sessel mich wieder.

RUMS!

Das hat mich nun buchstäblich aus dem Sessel katapultiert. Etwas Schweres muss über mir auf den Boden gefallen sein. Mein Blick wandert nach oben. Beinahe erwarte ich, dass die Deckenlampe wild schaukelt, in meinem Wohnzimmer ist sie allerdings an der Decke festgeschraubt.

So geht das nicht weiter. Meine Nerven flattern schon wieder. Das kann ich einfach nicht mehr ignorieren. Ich muss mich wenigstens vergewissern, dass da oben alles in Ordnung ist.

In meinem legeren Freizeitdress mache ich mich schneidig auf den Weg.

Im Treppenhaus kommen mir schon wieder Bedenken. Sollte ich Nachbarn aus den unteren Etagen zu Hilfe holen?

Die werden mich doch für einen Schlappschwanz halten. Und wenn sich alles in Wohlgefallen auflöst, bin ich die Lächerlichkeit in Person.

Ach, zum Teufel, ich bin doch wohl selber Manns genug, bei bedrängten Nachbarinnen nach dem Rechten zu sehen!

Entschlossen nehme ich die Treppe in Angriff. Mit jeder Stufe bröckelt etwas von meinem Selbstvertrauen, doch jetzt werde ich die Sache durchziehen.

Vor der Wohnungstür habe ich den Finger schon über dem Klingelknopf, da bemerke ich, dass die Tür nur angelehnt ist. Versuchsweise öffne ich sie. Dahinter ist eine kleine Diele. Sauber aufgereiht an der Wand stehen fünf Paar aufgeweichter Schuhe verschiedener Größe. Gleich neben der Tür stecken einige Regenschirme in einem Ständer, immer noch tropfnass. Ganz offensichtlich hat sie einige Leute zu Besuch; Männer und Frauen. Hinter der gegenüberliegenden Tür kann ich die Quelle von Gesprächen in neutraler Tonlage ausmachen.

Also ist wohl doch alles in Ordnung.

Mein Einsatz erscheint mir plötzlich lächerlich. Erleichtert will ich mich gerade unbemerkt zurückziehen, da verstummen die Gespräche hinter der Tür.

Unwillkürlich verharre ich noch einen Moment.

Mit unerwarteter Lautstärke, sodass mir die Worte selbst durch die geschlossene Tür in den Ohren gellen, brüllt eine männliche Stimme los:

„Das machst du nicht mit mir, du nicht! Du verdammtes Aas!“

Und dann eine Frauenstimme in höchster Verzweiflung:

„Nein, tu das nicht.“

Unmittelbar darauf knallt es, dreimal. Dann, nach einer kurzen Pause, der schwere Fall eines Körpers.

Stille.

Adrenalin schießt durch meinen Körper, treibt mich vorwärts. Ich schnappe mir den Schirm mit dem massiven Messingknauf aus dem Ständer, stürme durch den Vorraum und reiße die nächste Tür auf. Den Schirm wie einen Totschläger in der erhobenen Faust, bin ich bereit, mich in die nächstbeste Bresche zu werfen. Was mich indessen in dem von Möbeln weitgehend freigeräumten Wohnraum erwartet, lässt mich in der Bewegung erstarren.

Die jungen Leute der Theatergruppe blicken erschrocken auf den Wüterich, der wie ein Racheengel in der plötzlich aufgerissenen Tür erscheint. Sie sehen einen Opa in Strickjacke, Schlabberhosen und Filzpantoffeln, der mit wildem Blick und erhobenem Regenschirm offensichtlich zu einem Mord bereit ist, dem nun allmählich dämmert, dass er nur die Probe einer Dramaszene angehört hat. Die Theaterleute bekommen eine eindrucksvolle Gratisdemonstration, wie sich in einem Gesicht, innerhalb von Sekunden, der Ausdruck von Mordlust über Verblüffung und Erkenntnis in abgrundtiefe Verlegenheit wandeln kann.

Das befreiende Gelächter füllt durch die nun weit offenen Türen das gesamte Treppenhaus und muss in den nächsten Tagen bei den anderen Mietern noch mehrfach erklärt werden.

* * *

Die Zaubernuss

von Karl Kieser

Magda ist gerade 15 geworden und eine elfenhafte Schönheit. Selbst das freudlose Leben im Waisenhaus hat ihrem unschuldigen, vertrauensvollen Charakter nichts anhaben können. Im landgräflichen Schloss dient sie neuerdings ohne Salär als Küchenmagd.

Die junge Schönheit steht im Mittelpunkt der männlichen Aufmerksamkeit. Das weckt Neid und Niedertracht beim weiblichen Küchenpersonal und das bekommt sie auch zu spüren. Immer häufiger flieht sie weinend aus der Küche und versucht in anderen Teilen des Schlosses ihre Fassung wiederzufinden.

Bei ihren Streifzügen trifft sie auch auf die Baustelle im Reihersaal. Hier soll der Kachelofen erneuert werden. Dazu ist der fast fünf Meter hohe Saal, um den Arbeitsplatz des Ofensetzers herum, mit schweren Tüchern abgehängt.

Meister Borchert ist ein freundlicher Mann. Er winkt Magda herein, als sie zum ersten Mal neugierig hinter den Vorhang lugt. Dabei lernt sie auch den jungen Gehilfen des Ofensetzers kennen. Bernard Diepenbach ist ein gutaussehender Bursche. Er hat Charme und verhält sich erfreulich kultiviert. Plumpe Vertraulichkeiten hat sie hier nicht zu befürchten.

Wäre sie wirklich vorsichtiger, wenn sie mehr über Bernards Wesensart wissen würde? Ihr vertrauensvolles Naturell macht das zweifelhaft.

Eines Tages trifft Magda den jungen Mann allein an. Meister Borchert ist krank und Bernard arbeitet eigenständig in dem rundum abgeschlossenen Bereich.

Ohne den älteren Mann hat das Zusammentreffen der beiden jungen Menschen sofort einen anderen Charakter.

Bernard hat eine mit Rot und Gold prachtvoll bemalte Walnuss als Geschenk mitgebracht und überreicht sie ihr mit großer Geste.

„Das, meine Schöne, ist eine Zaubernuss. Als Unterpfand meiner Liebe wird sie dafür sorgen, dass auch Du mir auf ewig verfallen bist.“

Magda macht mit bei diesem reizvollen Spiel, drückt das hübsche Geschenk theatralisch an ihre Brust und seufzt mit übertriebenem Pathos:

„Oh ja, mein Liebster, ich fühle die magische Wirkung schon jetzt.“

Damit lässt sie die Nuss mit schelmischem Lächeln in ihrer Schürzentasche verschwinden.

Nichts warnt sie, als Bernard nun schwungvoll die Arme um sie legt.

So nah war er ihr noch nie und diese Nähe berauscht ihn. Unter den gestärkten Stoffen fühlt er den anmutigen Körper, atmet verlangend ihren lieblichen Duft. Wie ein Werwolf überfällt ihn jäh die Lusternheit. Eine brünstige Welle schwappt über ihn hinweg. Er kann nicht mehr klar denken. Sie will es doch sicher auch!

Magda hat zunächst noch gehofft, dass die überraschende Umarmung auch zum Spiel gehört und dass er sie gleich wieder loslassen wird. Als sie jedoch seine Hände an ihrem Po und an den Schenkeln fühlt, beginnt sie sich zu wehren. Wegen ihrer zarten Gestalt gerät ihre Gegenwehr aber so schwach, dass Bernard sie gar nicht richtig wahrnimmt.

Ihre betörende Nähe hat ihn inzwischen in eine wollüstige Raserei versetzt, die er nicht mehr kontrollieren kann.

Unvermittelt liegen beide auf dem Boden. Mit fahrigten Händen versucht er, ihre Röcke hochzustreifen, während das Mädchen sich unter ihm windet und nun auch zu schreien versucht.

Nein! Schreien darf sie natürlich nicht. Das muss er unbedingt verhindern.

Der Kampf mit nur einer Hand, um an das süße Fleisch zu gelangen, hat seine Tücken. Er ist viel zu hektisch für ein gezieltes Vorgehen.

Plötzlich wird ihm bewusst, dass Magdas Gegenwehr schon seit einiger Zeit erloschen ist. Der anfängliche Triumph über dieses vermeintliche Einverständnis weicht besorgter Bestürzung, denn ihr Körper ist unnatürlich schlaff.

Schlagartig erwacht er aus seinem Hormonrausch. Seine linke Hand, die er immer noch fest auf ihr Gesicht gepresst hält, reißt er entsetzt zurück.

Sie regt sich nicht mehr.

Sie kann doch nicht plötzlich tot sein? Er war das nicht, kann es nicht gewesen sein. Er hat sie doch gern!

Magda sieht sich selbst wie schlafend am Boden liegen. Wie schade, dass ihr junges Leben schon vorbei ist. Sie beobachtet, wie ein tränenüberströmter Bernard in dem halb fertigen Ofen eine Nische schafft und ihren toten Körper liebevoll hineinfügt bevor er die Nische wieder sorgfältig versiegelt. Bernard versteht sein Handwerk. Nichts wird ihre Anwesenheit verraten. Eine Verbindung zum Rauchabzug wird alle Gerüche durch den permanenten Sog der Kaminwirkung in zwanzig Meter Höhe ins Freie verteilen.

Magda wird natürlich vermisst und überall gesucht. Sie hat jedoch schon so oft davon gesprochen, lieber wegzulaufen als die Gemeinheiten in der Küche noch länger zu ertragen, dass man als sicher annimmt, dass sie sich davongemacht hat. Es ist trotzdem ein Skandal, denn man findet absolut keine Spur von ihr.

Bald stellt sie fest, dass sie nicht allein ist. Zwei weitere Mauergeister nehmen Kontakt zu ihr auf. Von ihnen erfährt sie, dass ihre Sorte von Geistern nicht gerade exklusiv ist. Jeder kann zum Mauergeist werden. Man muss sich nur ermorden und einmauern lassen.

Sehr viel seltener sind die Poltergeister und Spukgespenster. Aber die können sich zur Abwechslung wenigstens bemerkbar machen.

Für die Mauergeister dagegen, ist das Dasein extrem langweilig. Sie stecken buchstäblich fest in ihrem Gemäuer und werden nur von Ihresgleichen wahrgenommen. Die Drei aus dem Schloss sehnen sich daher verzweifelt nach Erlösung, für die es nur zwei Möglichkeiten gibt:

1. Die Mauern bersten. Aus diesem Grund haben sie bei größeren Umbauten und bei Kriegshandlungen immer wieder Hoffnung geschöpft. Aber selbst im letzten Weltkrieg, als die Stadt in den Bombennächten weitgehend zerstört wurde, blieb das Schloss unversehrt.

2. Die Untat wird öffentlich bedauert von einem Nachkommen aus der männlichen Linie des Mörders. Diese Chance wird mit wachsendem zeitlichem Abstand leider immer unwahrscheinlicher.

Endlose Jahre sind seit dem Beginn dieser Ereignisse vergangen.

Horst Tiefenbach und seine Verlobte Melanie besuchen, nach einem Spaziergang durch den Schlosspark, den Hochzeitssaal. Sie planen, sich demnächst in dieser traumhaften Umgebung trauen zu lassen.

Der Reihersaal des Schlosses dient dem Standesamt der Stadt schon lange als würdige Hochzeitskulisse. Das Schloss und einige seiner Säle sind aber auch Museum. Neben der stilvollen Einrichtung des Reihersaales, die nun auch dem Verwaltungsakt der Trauung dient, bewundern die beiden auch den monumentalen

Kachelofen an der Stirnseite des Raumes. Ein schmuckloses Schildchen an der Wand gibt Auskunft.

Dieser Kachelofen wurde 1820 von Meister Borchert entworfen und nach seinem Tode von Bernard Diepenbach fertiggestellt. Im selben Jahr, als auch die junge, schöne Magda Bergdorfer spurlos verschwand, nachdem sie in diesem Raum zuletzt gesehen wurde.

Der angedeutete Hinweis, dass diese Ereignisse zusammenhängen könnten, ist von der Kuratorin des Museums durchaus gewollt. Er entbehrt zwar jeder historisch gesicherten Grundlage, soll aber bei den Museumsbesuchern einen gruseligen Verdacht auslösen.

Wie schon so oft zuvor, funktioniert das auch bei Melanie hervorragend:

„Und was ist, wenn die schöne Magda den Raum vor ihrem Verschwinden gar nicht verlassen hat? Vielleicht ist sie immer noch hier und steckt in diesem Kachelofen.“

Horst reagiert leicht amüsiert.

„Ach Melanie, wenn dieser Verdacht begründet wäre, hätte doch längst jemand in den vergangenen 200 Jahren nachgesehen.“

Melanie lässt sich jedoch nicht bremsen. In ihrer romantischen Stimmung dichtet sie auch gleich noch eine Liebesaffäre hinzu und spekuliert munter weiter:

„Welcher von den beiden war es? Ich tippe ja auf den, der den Ofen fertiggestellt hat. Bestimmt war Liebe im Spiel, vielleicht auch Eifersucht. War es Mord oder etwa ein Unglück?“

Und nach einer kurzen, nachdenklichen Pause:

„Sag mal, das wird doch nicht einer Deiner Vorfahren gewesen sein?“

Jetzt ist Horst doch betroffen. Die Namensähnlichkeit zu einem der Ofensetzer ist ja auch tatsächlich verblüffend.

„Wenn Deine Fantasien stimmen und es dieser Diepenbach war, der hier eine junge Frau eingemauert hat, dann kann ich das Opfer nur aus tiefstem Herzen bedauern, unabhängig davon, ob das wirklich mein Vorfahr war.“

Wie zur Bestätigung hören sie aus dem Inneren des Ofens einen deutlichen Knacks, gerade so, als ob etwas auseinanderbricht. Beide haben das unheimliche Gefühl, dass ETWAS ein Einvernehmen zu ihren Gedanken ausdrücken will. Erschrocken sehen sie sich an.

Und wieder ein scharfer, aber leiserer Ton, als wenn etwas Hartes, Leichtes herunterfällt, gefolgt von kullernden Lauten.

Angewurzelt, mit aufgerissenen Augen, starrt das Paar auf den Ofen. Noch mehrmals fällt etwas innerhalb des Ofens klackernd herunter und rollt danach weiter. Aus anfänglich etwa 1,5 Meter Höhe wandern diese Geräusche immer weiter abwärts.

Mit einem letzten Kullern erscheint eine rauschalige Kugel zwischen den Gitterstäben der Luftzufuhr und fällt, nach kurzem Verharren, die letzten 30 cm auf das makellose Parkett hinunter.

Eine Walnuss, an der seltsamerweise Reste von rotgoldener Farbe erkennbar sind.

* * *

Sommerreise

von Karl Kieser

Heinz ist glücklich. Seit vier Tagen ist er nun unterwegs und der ganze Sommer liegt noch vor ihm.

Die letzten paar Kilometer auf dem Rhein verlangen noch erhöhte Aufmerksamkeit. Ab Duisburg geht es dann gemächlicher weiter auf Binnenkanälen, die ihn nach Nordosten voranbringen sollen.

Er sitzt entspannt in seinem bequemen Deckstuhl. Wie immer bei gutem Wetter steuert er seine geliebte LIBERTY vom Außenfahrstand. Hier hat er den besten Überblick und rundum freie Sicht.

In diesem Abschnitt des Flusses hält er sich an den äußerst rechten Rand der Wasserstraße. Er muss ohnehin gleich abbiegen.

Das Handy meldet sich: Josef und Vie – sie heißt eigentlich Sophie, ebenso wie ihre elegante Motoryacht – haben gerade den gemeinsamen Heimathafen am Main verlassen. Sie sind quasi in seinem Kielwasser unterwegs. Auch die beiden dauerverliebten Turteltäubchen haben sich für diesen Sommer die große Schleife über die Ostsee, die Oder und den Mittellandkanal vorgenommen.

Heinz könnte gemütlich weiterbummeln, sich von ihnen einholen lassen, um dann gemeinsam die Reise fortzusetzen. Persönliche Freiheit und Unabhängigkeit sind ihm aber viel zu kostbar, um sie während einer dreimonatigen Reise mit täglichen Absprachen und Rücksichtnahmen zu belasten.

Er ist ganz gerne allein. Er genießt es, die Herausforderungen einer Bootsreise völlig eigenständig zu meistern. Natürlich gibt es manchmal auch besondere Glücksmomente, die er gerne mit einer Partnerin teilen würde. Das ist ihm auch schon einige Male vergönnt gewesen. Insgesamt ist er aber überzeugter Junggeselle. Er liebt seine Unabhängigkeit und pflegt seine Rituale. Mit seinen fast 70 Jahren will er daran auch nichts mehr ändern.

Eine Woche später kommt er zu dem Abzweig, dem er eigentlich folgen müsste, um wie geplant bei Travemünde die Ostsee zu erreichen. Die SOPHIE ist ihm aber schon näher gerückt. Spontan entschließt er sich daher, auf dem Mittellandkanal zu bleiben, die große Schleife einfach gegen den Uhrzeigersinn zu durchfahren und zunächst einen ausgiebigen Berlinbesuch vorzuziehen.

Berlin ist durchzogen von etlichen Wasserstraßen. Die Kommune hat ein knappes Dutzend Liegestellen -über die Stadt verteilt- eingerichtet, welche die Hobbyskipper jeweils für 48 Stunden kostenfrei nutzen können. Diese Plätze sind heiß begehrt.

Heinz ist daher überrascht, bei der Liegestelle in der Nähe vom Schloss Charlottenburg, in einer Reihe geparkter Yachten, auf Anhieb eine ausreichend große Lücke zu finden. Die Lücke ist wirklich kaum größer als die LIBERTY. Heinz ist jedoch sehr versiert im Umgang mit seiner LIBERTY. Bei dem ruhigen Wetter ist er nicht auf Hilfe angewiesen. Routiniert bugsiert er das Schiff in die Lücke und macht die Leinen fest.

Auf beiden Seiten des Kanals wird das Gelände mit einer Böschung auf Straßenniveau angehoben. Dort oben steht eine Bank, genau gegenüber dem Platz, den er gerade belegt hat. Die Dame, die dort sitzt, war zunächst aufgesprungen, als er Anstalten machte, hier anzulegen. Sie hat aber gleich gemerkt, dass er keine Hilfe benötigt und sein Manöver nur fasziniert beobachtet.

Sie lächelt Heinz anerkennend zu, als der nun unter Deck verschwindet.

Zu seinen Ritualen gehört, dass er sich nach dem Anlegen einen guten Kaffee braut, den er dann auf dem Achterdeck genießt, damit alle seine Teile auch die Zeit finden, mit ihm anzukommen.

Er ist überrascht, dass er ein zweites Lächeln kassiert, als er mit Thermoskanne und Kaffeetasse zum Achterdeck hinaufsteigt. Die Dame ist noch da. Sie wird nicht viel jünger sein, als er selbst. Eine gepflegte Erscheinung mit sportlicher Figur.

Wäre es zu aufdringlich, wenn er ihr auch einem Kaffee anbieten würde?

Durch seine erhöhte Position auf dem Achterdeck sind sie fast auf demselben Niveau und kaum fünf Meter voneinander entfernt. Also ...

„Darf ich Ihnen auch einen Kaffee anbieten?“

Sie lächelt. Ein gutes Zeichen.

„Das ist wirklich ganz reizend von Ihnen, aber wie sollen wir zueinanderkommen?“

Sie gleich auf sein Schiff einzuladen, kommt für Heinz nicht in Frage. Das erscheint ihm nicht angemessen.

„Was halten Sie davon, wenn wir es uns auf Ihrer Bank gemütlich machen?“

„Gute Idee, schaffen Sie es hier herauf?“

„Keine Frage. Ich bin gleich bei Ihnen.“

In der Pantry unter Deck schnappt er sich eine zweite Tasse und turnt, beide Hände für Kletterhilfen unbrauchbar, die Böschung hinauf. Im letzten Augenblick rettet ihn ihre helfende Hand vor einem uneleganten Abrutsch. So kommen sie sich unerwartet schnell näher.

Heinz kann durchaus charmant sein. Er erfährt, dass sie Gertrud heißt und in der Nähe wohnt. Sie ist beeindruckt von seinem reibungslosen Anlegemanöver und erstaunt darüber, dass er ganz allein unterwegs ist.

Als sie erfährt, dass Heinz sich Schloss Charlottenburg ansehen will, bietet sie sich spontan als Führerin an. Für heute ist es schon zu spät. Daher verabreden sie sich für den kommenden Tag.

Heinz freut sich auf die sympathische Begleitung. Sie haben sich prächtig unterhalten und so wird der morgige Tag sicher nicht so dröge, wie seine

Kultureinlagen sonst oft ausfallen. So sehr er auch auf seine Eigenständigkeit besteht, vermisst er doch gelegentlich eine vertraute Zweisamkeit.

Am Morgen muss keiner von beiden auf den anderen warten. Pünktlich zur verabredeten Zeit sind sie parat. Sofort herrscht wieder Gleichklang zwischen ihnen. Untergehakt ziehen sie los. Zwei rüstige Senioren, die das Geschenk der Seelenverwandtschaft erst im Verlauf des Tages entdecken.

Sie verbringen einen vergnüglichen Tag miteinander, ohne sich zu überfordern, mit vielen Pausen und angeregten Gesprächen. Nach dem gemeinsamen Abendessen besteht Heinz darauf, den Abschlusskaffee auf der LIBERTY einzunehmen. Er ist stolz auf sein liebevoll ausgestattetes Sommerheim und präsentiert es Gertrud in allen Einzelheiten.

In dem separierten Bereich der Bugkajüte erklärt er scherzhaft:

„Und das wäre Dein ganz persönliches Boudoir, wenn Du Dich zur Mitfahrt entschließen könntest.“

Es ist ein süßer, aber auch verwirrender Schock für ihn, als sie im gleichen launigen Tonfall antwortet:

„Kein Ding mein Lieber, morgen um zehn Uhr stehe ich mit Sack und Pack hier auf der Matte.“

Nach diesem perfekten Tag in absoluter Übereinstimmung macht keiner den Versuch, die Ernsthaftigkeit dieser Worte auszuloten.

Beide haben nach dem Kaffee den Wunsch nach Ruhe. Sie verabschieden sich herzlich bis zum nächsten Morgen.

In dieser Nacht kann Heinz nicht einschlafen. Ständig kreisen seine Gedanken um die Ereignisse des vergangenen Tages und um die erstaunliche Harmonie mit Gertrud. War das echt oder nur einer besonderen Stimmung geschuldet? Wünscht er sich das auch für den Rest seines Lebens?

Und dann ihre Bereitschaft hier einzuziehen, mitzufahren.

Von moralischen Bedenken ist er weit entfernt. Aber was würde das für sein Leben bedeuten? Womöglich ein gemeinsames Leben? Wäre das überhaupt eine denkbare Konsequenz? Er wäre doch niemals bereit in die Großstadt Berlin zu übersiedeln! Genauso wenig würde er von ihr verlangen können, in die ländliche Umgebung von Frankfurt zu ziehen.

Und bedenkenlos das Angebot einer liebevollen Begleitung für ein paar Tage annehmen und sie dann wieder loswerden? Dafür ist er nicht skrupellos genug.

Die ganze Nacht wälzt er sich herum. Viele widerstreitende Gefühle halten ihn wach. Die Skepsis, die seine Wesensart bestimmt, gewinnt schließlich die Oberhand. Er bleibt sicherheitshalber bei seiner Standardlösung. Gewagte Abwege, in Bezug auf sein Gefühlsleben, passen nun mal nicht zu seinem Charakter.

Mit dem ersten Licht des Tages kann er endlich aktiv werden. Noch vor dem Frühstück brummt der Diesel. Er wählt die südliche Verbindung zur Oder, um möglichst unauffindbar zu verschwinden.

Auch Gertrud kann in dieser Nacht nicht schlafen. Was hat sie nur zu dieser unbedachten Bemerkung bewogen? Sie hat genau gefühlt, wie ihn ihre geäußerte Bereitwilligkeit zur Mitfahrt durchgerüttelt hat. Nicht etwa wegen sexueller Vorfreuden. Sie ist sich sicher, dass er sie nicht bedrängen würde, sollte sie NEIN sagen. Das Problem liegt auf einer anderen Ebene.

Sie hat selbst nie dem gesellschaftlichen Druck nachgegeben und immer ohne dauerhafte Beziehungen gelebt. Sollte es diesmal anders sein, die große Ausnahme, die einzig wahre Liebe?

Sehr unwahrscheinlich!

Oh ja, sie hat den beglückenden Gleichklang genossen. Aber würde sie dafür ihr Leben auf den Kopf stellen. Vermutlich quälen ihn die gleichen Bedenken.

Diese Begegnung als kostbare Erinnerung zu bewahren, erscheint ihr viel befriedigender.

Erst nach Mittag nähert sie sich vorsichtig dem Liegeplatz, bereit sich sofort wieder zurückzuziehen. Mit Erleichterung aber auch mit leichtem Bedauern erkennt sie, dass der Platz gegenüber der Bank von einer anderen Yacht belegt ist.

* * *